

REZENSIONEN

Tönsmeyer, Tatjana: Unter deutscher Besatzung. Europa 1939-1945.

C. H. Beck, München 2024, 650 S., 21 Abb., 1 Karte, ISBN 978-3-406-817359.

Eine Militärgeschichte, die sich auf die Kriegsführung konzentriert, verliert leicht die jahrelangen Folgen der zumeist kurzen Kampfhandlungen aus dem Blick: die Besatzungsherrschaft. Die Besetzung Polens etwa dauerte nur fünf Wochen, die Besetzung dagegen sechs Jahre. Immerhin lebten zwischen 1939 und 1945 rund 230 Millionen Menschen unter deutscher Besatzung. Umso erstaunlicher, dass es bislang keine übergreifende Darstellung gab. Zwar wurde die deutsche Verwaltung im okkupierten Europa früh dokumentiert und analysiert (man denke nur an Hans Umbreits Arbeiten am damaligen Militärgeschichtlichen Forschungsamt); auch mangelt es mittlerweile nicht an Fallstudien zu einzelnen Regionen, die auf die asymmetrischen Interaktionen von Besatzern und Besetzten zielen und insbesondere der Kollaboration nachgehen.

Doch erst jetzt, 80 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, liegt eine Gesamtdarstellung vor, die eine komplexe Antwort auf eine scheinbar einfache Frage anbietet: Was bedeutete die Besatzung für die einheimischen Zivilpersonen? Diese Alltags- und Erfahrungsgeschichte besetzter Gesellschaften ist das Verdienst von Tatjana Tönsmeyer, Professorin für Neuere und Neueste Geschichte an der Bergischen Universität Wuppertal. Es ist umso größer, als ihr auf rund 650 Seiten eine auch für Laien verständlich geschriebene, wiewohl methodisch reflektierte Darstellung gelungen ist, die Wissenschaftlichkeit mit dem Anspruch verknüpft, ein breites Publikum zu erreichen – aus guten Gründen: Angesichts des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine und der Instrumentalisierung der NS-Vergangenheit ist der Blick zurück auf die Besatzererfahrungen während des Zweiten Weltkriegs nicht zuletzt von erinnerungspolitischem Belang.

Möglich wird die Synthese durch einen konsequent systematischen Ansatz. Die Osteuropa-Historikerin nimmt anhand vielfältiger Ego-Dokumente aus zahlreichen Archiven das historische Wissen über komplexe Besatzererfahrungen in unterschiedlichen Regionen auseinander und setzt deren wesentliche Komponenten unter sorgfältig gewählten Aspekten neu zusammen. Aus Besatzererfahrungen in Europa entstehen so europäische Besatzererfahrungen. Die zehn Kapitel drehen sich um die Ankunft der Besatzungstruppen („Sie kommen!“), Frauen und Männer, Besatzer und Besetzte, Lebensmittelknappheit, Wohnverhältnisse, Zwangsarbeit, Verwaltung und Staatlichkeit, das „Dazugehören-Wollen“, das „Ausgeschlossen-Werden“ und das „Nein-Sagen“. Der Epilog fasst die neue soziale Ordnung unter dem Stichwort der Gewalt, geht es Tönsmeyer doch auch um einen Beitrag zur boomenden Gewaltgeschichte. Innovativ, wenngleich für manchen Leser überraschend nüchtern, ist ihr Verständnis von Besatzung als sozialer Praxis; „auch asymmetrische Interaktion ist Interaktion“ (S. 14). Den älteren Begriff der Kollaboration

dagegen meidet sie. Der Blick auf diesen Alltag der Gewalt (oder: die Gewalt im Alltag) führt sie unter anderem zu der These, dass die „Entmenslichung“ auch die Einheimischen ergriffen habe. Protest und Widerstand kommen dagegen eher zu kurz.

Nicht die Chronologie ist hier das leitende Darstellungsprinzip, sondern der Raum. Die thematische Anordnung der komplexen Materie ist nur um den Preis des räumlichen Hin und Hers zu haben. Das mutet dem Leser einiges zu, weil die örtlichen Rahmenbedingungen jeweils doch sehr unterschiedlich ausfielen. Gleichwohl lässt der Blick auf bestimmte Ausschnitte des Besatzungsalltags immer wieder, Beispiel für Beispiel, neben Gemeinsamkeiten auch Unterschiede in den verschiedenen Regionen deutlich vor Augen treten. Was unter einer Überschrift wie „Papiere, Papiere, Papiere“ steht, fächert sich in verschiedene Varianten von Besatzungsbürokratie auf.

So scheint die ältere Diskussion über die Unterschiede zwischen Westeuropa auf der einen Seite und den ost- wie südosteuropäischen Staaten auf der anderen wieder durch. In Frankreich erschienen die deutschen Besatzer vergleichsweise umgänglich. Als der erwartete große Rachefeldzug ausblieb, der viele Franzosen Richtung Süden hatte fliehen lassen, stellte sich ein Besatzungsalltag ein, zu dem in größeren Städten, in Paris zumal, ein breites Kulturleben zählte – eine Konzertreise der Berliner Philharmoniker inklusive. „Kollaboration“ kennzeichnete das Miteinander der Vielen, nicht der Widerstand der Wenigen, dem Résistance-Mythos der Nachkriegsjahre zum Trotz. Rund 24 000 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen standen hier im Dienst des Militärbefehlshabers.

Ganz anders gestaltete sich die Besatzungssituation im Osten: Hier hatten, wie auch Tönsmeyer verdeutlicht, von Anfang an rassenideologische Vorgaben eine Kriegführung bestimmt, die seit den 1990er Jahren – seit den beiden Ausstellungen zu den Verbrechen der Wehrmacht – als „Vernichtungskrieg“ auf den Begriff gebracht wird. Militärische Eroberung und Besatzungsherrschaft waren die notwendigen Bedingungen dafür, dass die Nationalsozialisten ihre kruden Pläne einer „Germanisierung“ des Ostens in die Tat umsetzen konnten. Dieser Neuordnung des Raumes, für die der Generalplan Ost die Rahmendaten lieferte, beschränkte sich ja nicht auf die Ansiedlung sogenannter Volksdeutscher, beispielsweise aus dem Baltikum. Vielmehr setzte die Kolonialisierung die massenhafte Vertreibung und Ermordung der autochthonen Bevölkerung voraus – ein tödliches Programm, das mit der Shoa eng verknüpft war. Nur so erklärt sich, dass die Zahl der zivilen Toten derart in die Höhe schoss, dass sie die Summe der gefallenen Soldaten bald übertraf. Diese Entwicklung lässt sich zunächst 1939 in Polen beobachten, das Hitler und Stalin unter sich aufgeteilt hatten, ab 1942 dann in den Ländern der Sowjetunion, nicht zuletzt in der Ukraine, sowie in den südosteuropäischen Staaten.

Wie war es angesichts der schieren Ausdehnung möglich, Besatzungsregime fest zu etablieren und Widerstand zu verhindern? Hier rührt Tönsmeyer an einen Punkt, den die neuere Besatzungsforschung deutlicher herausgearbeitet hat, als das zur Zeit des Kalten Kriegs möglich gewesen wäre. Ohne die millionenfache Unterstützung durch die lokalen und regionalen Verwaltungen in den besetzten Gebieten wäre deren wirtschaftliche Ausbeutung ebenso wenig durchführbar gewesen wie die Registrierung und Deportation von Millionen Menschen zur Zwangsarbeit ins

Deutsche Reich. Seit dem Boom der Zwangsarbeitsforschung in den 1990er Jahren steht außer Frage, dass der relativ hohe Lebensstandard und mit ihm die Moral der deutschen Kriegsgesellschaft nicht bis 1945 Bestand gehabt hätte, wenn das Regime nicht für die Plünderung der besetzten Gebiete gesorgt hätte. Das betraf Rohstoffe und Lebensmittel ebenso wie Menschen. Zwangsarbeit leisteten nicht nur die Kriegsgefangenen oder Militärinternierten (wie die italienischen Gefangenen hießen, nachdem Italien sich aus dem Bündnis mit Deutschland gelöst hatte), auch zivile Männer und Frauen wurden mit mehr oder weniger Druck zur Arbeit fern ihrer Heimat gezwungen. Bekannt ist die Verflechtung von Besatzungsregime, militärischer Gewalt und dem Massenmord an den europäischen Juden. Doch in der Gesamtschau wird die fatale Logik der rassistischen Verfolgung besonders deutlich. Es brauchte vor Ort keinen ausgeprägten Antisemitismus und auch nicht vergleichsweise viele Juden, um deren Deportation besonders effektiv zu organisieren, wie sich in den besetzten Niederlanden zeigte.

In ihrer stupenden Gesamtschau gelingt es Tönsmeier zweifellos, die Grundzüge einer Erfahrungsgeschichte des besetzten Europas konsequent herauszuarbeiten. Ohne sich im Detail zu verlieren, zeigt sie anschaulich die Facetten des Alltags der Gewaltherrschaft, weniger freilich den Widerstand dagegen. So erinnert sie eindrucksvoll an das dunkle Erbe des liberalen Europas. Wer es weniger europäisch möchte und mehr an den nationalen Gemengelage interessiert ist, muss und kann weiterhin auf Spezialstudien zurückgreifen.

Potsdam/Halle

Jörg Echternkamp

Pehe, Veronika/Wawrzyniak, Joanna (eds.): Remembering the Neoliberal Turn. Economic Change and Collective Memory in Eastern Europe after 1989.

Routledge, London 2024, 334 pp., 3 b/w illustrations, ISBN 978-1-003-43017-2.

This edited volume provides interesting insights into the diverse landscape of memories concerning the economic upheavals of the 1990s in Eastern and Central Europe. The editors, Veronika Pehe and Joanna Wawrzyniak, innovatively combine memory studies with research on the economic dimension of post-socialist transformation. The book shows that the collective memory of the 1990s continues to be a work in progress: Dominant patterns of interpretation of the decade are still emerging before our eyes. The rise of populist parties, which often instrumentalize dissatisfaction with the transformation process, is only the most prominent example of the continuing social and political significance of the ways in which the decade after 1989 is remembered.

The volume brings together a variety of perspectives by looking at official discourses, individual views, and artistic interpretations of the 1990s to provide a comprehensive understanding of the memory of neoliberal change. The editors have succeeded in providing a clear and convincing structure for this diversity. Under the title "Founding Myths and Counter-Narratives of Transformation", the first part presents the narratives with which political, economic, and academic elites influence the collective memory and partly justify the disruptions of the 1990s. Florian Peters, for

example, discusses the case of Poland, where the Balcerowicz Plan and the ‘shock therapy’ it prescribed are still defended by many members of the intellectual transformation elite. As a result, the plan has become a dominant myth that continues to provoke critical counter-narratives. According to Peters, the emotional intensity of these debates often causes more nuanced memories of the 1990s to be suppressed. As Thomas Lindenberger argues, the same is true of the memory of transformation in East Germany, which he considers to be guided by a knowledge regime characterized by West German dominance, self-deception, and insincerity.

In the second part, “Vernacular Memories and Biographical Narratives”, the focus shifts to the individual and everyday experiences of different social groups, making personal life stories and subjective memories visible. Occupational groups such as the East German and Czech care workers examined by Till Hilmar have their say, as do Hungarian industrial workers disadvantaged by privatization in Tibor Valuch’s contribution. Jill Massino takes a female (memory) perspective on the years of transformation in Romania. Taken together, these contributions illustrate how much individual and group memories (especially in their omissions or gaps) sometimes deviate from the myths of elite memory examined in the first part of the volume.

The third section, “Cultural Memory of Economic Change”, investigates how economic changes of the 1990s are processed in art and popular culture. Saygun Gökariksel examines the 1992 Polish cult film *Psy* (Dogs) and its contribution to a “masculine” image of the 1990s centred on banditry and criminality. Ksenia Robbe similarly uses Aleksei Ivanov’s novel *Nasty Weather* (Nenast’e) to develop an image of a decade characterized by destructive masculinity. This section of the volume also shows that the neoliberal turn of the 1990s did not become a focus of artistic productivity in all national contexts (as shown in the contribution by Joanna Jabłkowska and Magdalena Saryusz-Wolska on East German literature and the study by Olga Gontarska and Veronika Pehe on Ukrainian film).

In the introduction and the concluding chapter – both of which are recommended reading for all researchers interested in cultures of memory – the editors provide a comprehensive explanation of their research perspective. These chapters are convincing thanks to their careful argumentation emphasizing the innovative potential of the chosen topic. The appeal of studying the memory of the neoliberal turn lies not only in the fact that the economic dimension of social life has rarely been addressed in memory studies. In addition, the memory of the post-socialist 1990s can be used as an example to show how societies remember processes of longer duration. Indeed, the focus of memory studies has often been on the commemoration of events such as wars, revolutions, and natural disasters. By contrast, this volume succeeds in analysing the memories of a process of change that unfolded over a longer period of time – a process the editors understand as “liminal” since it produced an “unfinished” situation in which established norms and rules no longer seemed to apply.

Some of the arguments presented in the introduction and the concluding chapter invite further reflection. This includes, for example, the editors’ idea of applying the concept of “regions of memory” to the remembrance of the post-socialist 1990s – a concept targeting forms of memory that transcend national borders, but without

achieving universal status.¹ The post-socialist transformation was undoubtedly a process that took place in parallel in different countries, was shaped by transnational actors and institutions, and was also informed by global trends such as deindustrialization extending far beyond the region. The contributions to this volume show, however, that the commemoration of these developments often takes place within a national frame of reference: In retrospect, processes of change that took place across borders are often seen in terms of their national repercussions. It seems that in many cases, the structural similarities in the transformation processes of some post-socialist countries have not translated into a shared memory that transcends national borders.

My main point of criticism does not concern the issue of memory but rather the way in which the editors characterize the 1990s in post-socialist countries in general – namely their idea that the “neoliberal turn” describes the essence of the changes the region underwent during this period. Pehe and Wawrzyniak interpret the neoliberal turn as a process in which ideas about how the economy should function were translated into institutional structures and practical measures, all anchored in the principle of the free market. Their account paints an image of the 1990s as an era distinguished by economic policy, with other aspects such as political and cultural change – along with socialist legacies – tending to fade into the background or being explained as “economy-driven social phenomena” (p. 298). For example, organized crime, prostitution, and poverty are attributed to “social and cultural effects of economic restructuring and deregulation” (p. 10-11). My argument is not that neoliberalism is unrelated to such phenomena, but rather that other factors – including longer genealogies of what came to be termed “neoliberal” after 1989 – play a more significant role than the editors assume.

Nevertheless, this criticism does not detract from the fact that this is an excellent book which significantly enhances our understanding of the 1990s and their ongoing relevance today. It is a well-argued volume that should serve as a key reference for scholars interested in the history of post-socialist transformation. Moreover, with its focus on the memory of processes rather than events, it makes a significant contribution to an emerging field of inquiry within memory studies.

Munich

Jan Arend

¹ Lewis, Simon et al. (eds.): *Regions of Memory. Transnational Formations*. Cham 2022.

Krátká, Lenka: Vzlety a pády. Pohled do historie Československých aerolinií v letech 1923-1993 [Höhenflüge und Fall. Ein Blick in die Geschichte der Tschechoslowakischen Fluggesellschaft 1923-1993].

Karolinum, Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha 2022, 508 S., Abb., ISBN 978-80-246-4143-0.

Im Jahr 2023 feierte die tschechische, vormals tschechoslowakische, Fluggesellschaft ČSA ihr 100-jähriges Bestehen. Ein Jahr später, im Herbst 2024, landete ihre letzte Maschine auf dem Prager Václav-Havel-Flughafen. Damit ging die lange Geschichte eines Unternehmens zu Ende, das zum Schluss nicht mehr in der Lage war, die radikalen Veränderungen des Luftverkehrsmarkts zu bewältigen.

Die wirtschaftsgeschichtlich angelegte Publikation von Lenka Krátká, Historikerin am Institut für Zeitgeschichte der Tschechischen Akademie der Wissenschaften, bietet einen detaillierten Einblick in die Geschichte der ČSA von ihrer Entstehung im Jahr 1923 bis zur Gründung der Tschechischen Republik und der wirtschaftlichen Transformation nach 1993. Krátká rekonstruiert die Geschichte des Unternehmens, das praktisch den gesamten Luftverkehrssektor abdeckte und die politische wie auch wirtschaftliche Entwicklung des Landes widerspiegelte, in Langzeitperspektive. Dafür hat sie im Prager Nationalarchiv, verschiedenen Regionalarchiven sowie im gut erhaltenen Firmenarchiv der ČSA intensive Recherchen durchgeführt. Hinzugefügt hat die Autorin dem Band zudem einen Abbildungsteil mit Fotografien.

Das erste Kapitel „Die Luft ist unser Meer“ konzentriert sich auf die Zeit unmittelbar nach der Gründung der Tschechoslowakischen Republik und bezieht sich im Titel auf das zeitgenössische politische Verständnis, das die Luft- mit der Seefahrt verglich. Der Luftverkehr ermöglichte es, nicht benachbarte Länder direkt miteinander zu verbinden, was für die Tschechoslowakei angesichts der geopolitischen Lage nach dem Ersten Weltkrieg von großer Bedeutung war. Während des Ersten Weltkriegs erfuhr die Luftfahrttechnik eine rasante Entwicklung, die sich nach Kriegsende auch in der zivilen Luftfahrt niederschlug. Allerdings musste die Bodeninfrastruktur, d.h. Flughäfen und Start- und Landebahnen, erst entwickelt werden.

Die ČSA wurden 1923 gegründet und ihre ersten Aufgaben lassen sich in nationalen und internationalen Verkehr einteilen. Da die Tschechoslowakei in ihren ersten Jahren über keine schnellen und leistungsfähigen Bahnverbindungen zwischen den verschiedenen Landesteilen verfügte – besonders schlecht waren die Slowakei und die Karpatenukraine angebunden –, spielten die ČSA als nationale Fluggesellschaft eine wichtige Rolle. Es entstanden Fluglinien vor allem zwischen den politischen Zentren und später auch den größeren Kurorten. Parallel dazu wurden im Einklang mit den politischen Interessen der Tschechoslowakei Verbindungen ins Ausland eingerichtet. So flogen 1938, kurz vor dem Münchner Abkommen, Maschinen der ČSA nach Frankreich, Belgien, in die Sowjetunion, nach Rumänien, Ungarn, Österreich und Italien. Nach Deutschland und nach Wien hingegen gab es keine ČSA-Verbindungen. Diese Strecken wurden später von der konkurrierenden Československá letecká společnost (Tschechoslowakische Luftverkehrsgesellschaft) bedient, die

mehrheitlich den Pilsener Škoda-Werken gehörte. Der Zweite Weltkrieg brachte das zwischenzeitliche Ende des zivilen Luftverkehrs über dem Gebiet des Protektorats Böhmen und Mähren und das Ende der ČSA. Die Tschechoslowakische Luftverkehrsgesellschaft hingegen setzte, umbenannt in Tschechische Luftverkehrsgesellschaft, ihre Tätigkeit als Unternehmen der Reichswerke Hermann Göring fort und übernahm die Generalvertretung der Lufthansa im Protektorat.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs ermöglichte den allmählichen Wiederaufbau der zivilen Luftfahrt in der Tschechoslowakei (Kapitel 2). Die ČSA nahmen ihre Aktivitäten offiziell wieder auf und wurden nach einiger Zeit mit der Tschechischen Luftverkehrsgesellschaft zusammengeführt. Zwar herrschte in der Nachkriegszeit großer Mangel an fast allen Wirtschaftsgütern, doch konnte auf verbliebenes Kriegsmaterial zurückgegriffen werden, sodass im Flugbetrieb zunächst amerikanische DC-3-Maschinen eingesetzt wurden. Trotz der ungünstigen Lage gelang den ČSA ein neuer Start, ihr Streckennetz reichte bis nach London im Westen, Oslo im Norden sowie Ägypten, Israel und in den Libanon im Südosten.

Während die Verstaatlichung der Wirtschaft nach der kommunistischen Machtübernahme von 1948 die ČSA praktisch nicht tangierte – sie befanden sich bereits in Staatsbesitz (Kapitel 3) – hatten die folgenden politischen Umwälzungen sehr wohl Auswirkungen auf sie. Viele Piloten und andere Mitarbeiter:innen setzten sich ins Ausland ab, andere verloren bei „Säuberungsaktionen“ ihre Stellen, was den Betrieb erheblich belastete. Neben dem personellen Faktor behinderte auch der technische Zustand der Flotte die Entwicklung der ČSA. Die Zahl der Flugunfälle, die durch den schlechten technischen Zustand der Ausrüstung und Fehler des Personals verursacht wurden, nahm zu. Angesichts der politischen Lage und der Devisenknappheit blieb keine andere Wahl, als auf sowjetische Flugtechnologie umzusteigen.

Interessant ist, dass sich das Unternehmen in dieser Zeit nach neuen Einsatzmöglichkeiten umsah. So berichtet Krátká von Rundflügen, die Beschäftigte von Staatsunternehmen als Auszeichnung erhielten, und davon, dass die Fluggesellschaft kranke Kinder zur Behandlung oder zur Kur flog.

In den Jahren von 1956 bis 1960 (Kapitel 4) machten die ČSA dank neuer Flugzeuge aus sowjetischer Produktion eine dynamische Entwicklung. Sie agierten zunehmend international, bemühten sich Verbindungen in Regionen herzustellen, die für den Ostblock wichtig waren, und orientierten sich auf Länder, an denen die Tschechoslowakei politisches oder wirtschaftliches Interesse hatte; in diesem Zusammenhang geht Krátká besonders auf das Engagement der ČSA in Afrika ein. Sie zeigt aber auch, dass das Staatsunternehmen in den 1960er Jahren immer deutlicher an die Grenzen seiner Entwicklungsfähigkeit stieß (Kapitel 5). Weder gelang es ihm, die Inlandsstrecken kostendeckend zu bedienen, noch konnte es sich im internationalen Wettbewerb behaupten. Die Ereignisse von 1968 machten Modernisierungsansätze zunichte.

Die folgende Normalisierungszeit brachte für die Angestellten der ČSA Überprüfungen und Säuberungen, die nicht nur der Atmosphäre, sondern überraschenderweise auch der Flugsicherheit schaden. So stellte sich heraus, dass eine Reihe von Zwischenfällen und Abstürzen auf Konflikte im Personal zurückzuführen waren,

das schlecht kommunizierte. Auf den Flugbetrieb wirkten sich zudem die internationalen Spannungen und das nachlassende Interesse an Reisen in oder Transit durch die Tschechoslowakei negativ aus. So nimmt es nicht Wunder, dass es in den 1980er Jahren unabdingbar wurde, sich der internationalen Entwicklung wieder anzunähern (Kapitel 7) und die Weichen in Richtung Rentabilität und „Selbstfinanzierung“ der ČSA gestellt wurden. Konkret bedeutete dies die Einstellung staatlicher Subventionen und die Professionalisierung der Unternehmensführung. Als Ende der 1980er Jahre Jiří Nulíček zum Vorstandsvorsitzenden ernannt wurde, ging eine Ära von fast 20 Jahren zu Ende, in der das Unternehmen von Personen mit Verbindungen zum Innen- oder Verteidigungsministerium geleitet worden war.

Schon kurz darauf änderte der Zusammenbruch des Staatssozialismus die Bedingungen für den Betrieb der ČSA grundlegend und nur drei Jahre später folgte die Auflösung der Föderation und die Gründung der unabhängigen Tschechischen Republik. Der Zentralplan war abgeschafft worden, die ČSA mussten sich in erster Linie auf die Rentabilität ihrer Tätigkeit konzentrieren. Gleichzeitig stand eine Erneuerung der Flugzeugflotte an.

Lenka Krátkás Buch bietet nicht nur eine umfassende Geschichte der ČSA, sie befasst sich auch intensiv mit deren Personal. Bei den ČSA zu arbeiten war prestigeträchtig und gut bezahlt. Die ČSA stellte einen Mikrokosmos für sich dar. Doch auch dieser Kosmos wurde von den Zeitläuften nicht verschont. So trafen nach dem Zweiten Weltkrieg hier drei sehr unterschiedliche Gruppen von Arbeitnehmenden zusammen: Angestellte, die während des Kriegs für die mit der Lufthansa verbundene tschechische Fluggesellschaft gearbeitet hatten, Menschen, die ihre frühere, durch den Krieg unterbrochene Tätigkeit für die ČSA wiederaufnahmen, und Neuzugänge, unter ihnen vor allem Piloten der tschechoslowakischen Exiltruppen. Es folgten Emigrationswellen und politisch motivierte Säuberungen, schließlich der Niedergang nach 1968. Dennoch blieb für viele Beschäftigte ihre Arbeit bei der ČSA eine Herzensangelegenheit. Wie besonders diese Welt war, durfte auch der Verfasser dieser Rezension als Teilnehmer und Leiter von Kinderferienlagern der ČSA erleben. Die Geschichten, die die ČSA-Mitarbeitenden am Lagerfeuer erzählten, handelten von außergewöhnlichen Begebenheiten, Möglichkeiten und engen zwischenmenschlichen Beziehungen.

Krátkás Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte in der planwirtschaftlichen Ära der Tschechoslowakei, weist aber auch darüber hinaus. Es dokumentiert, wie das Anliegen, eine erstklassige Fluggesellschaft aufzubauen, zu Höhenflügen aber, bedingt durch die wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten, auch Phasen des Niedergangs und letztlich des jähen Absturzes führten. Den letzten Sturz haben die ČSA als eigenständige Gesellschaft leider nicht überlebt.

Vilímek, Tomáš/Pažout, Jaroslav: Pohyblivé hranice diktatury ve světle stížností a anonymů československých občanů (1948-1989) [Die beweglichen Grenzen der Diktatur im Lichte von Beschwerden und anonymen Zuschriften tschechoslowakischer Bürger (1948-1989)].

Ústav pro soudobé dějiny AV ČR v.v.i., Praha 2023, 560 S., ISBN 978-80-7285-288-8.

Schon vor längerer Zeit hat die Forschung zu den kommunistischen Regimen des östlichen Europas das Potential von Beschwerden, Eingaben und anderen Briefen, die die Bürger:innen dieser Staaten an Partei und Regierung geschrieben haben, als wertvolle Quellen erkannt. Diese geben Auskunft über die wirtschaftlichen, sozialen und sozio-politischen Umstände kommunistischer Herrschaft, über gesellschaftliche Wahrnehmungen, Stimmungen und Krisen und nicht zuletzt über das Verhältnis zwischen den Verfasser:innen und der herrschenden Nomenklatura. Tomáš Vilímek und Jaroslav Pažout haben im Rahmen eines von der Grantová agentura České republiky (GAČR) geförderten Forschungsprojekts diese Quellengattung erstmals für die kommunistische Tschechoslowakei umfassend und systematisch in den Blick genommen. Die hier besprochene Studie ist ein Ergebnis dieses Projekts und liefert neben wichtigen Erkenntnissen über das Beschwerdewesen in der kommunistischen Tschechoslowakei dank einer umfangreichen Quellenedition einen niedrigschwelligen Einstieg in die Arbeit mit diesen Quellen.¹

Ziel der Studie ist es, einen Überblick über die Anzahl der Beschwerden, die Adressaten sowie die soziale Struktur der Gruppe der Autor:innen zu gewinnen. Zudem geht die Analyse der Frage nach, inwiefern und mit welchem Ausgang die Beschwerden bearbeitet wurden. Dies lässt wiederum Rückschlüsse sowohl auf die Fähigkeit der adressierten Personen und Institutionen zu, mit den Bürger:innen zu kommunizieren als auch auf mögliche Spielräume, die in der Aushandlung von Konflikten und der Artikulation von individuellen Interessen entstanden.

Die Autoren satteln ihre Forschungen dabei auf das Konzept der „Grenzen der Diktatur“ bzw. der „Diktatur der Grenzen“ von Thomas Lindenberger auf, der Herrschaft in Diktaturen nicht auf die Logik von Befehl und Gefolgschaft reduziert sehen möchte. Vielmehr hätten die Akteur:innen „von unten“ die Fähigkeit, sich „eigensinnig“ zu verhalten und so einen Grenzbereich zu schaffen, in dem verhandelt wurde, ob und wie der Machtanspruch der herrschenden Partei durchgesetzt werden konnte. Beispielsweise habe die Verwendung offizieller Sprachregelungen zur Durchsetzung individueller Ziele und die Formulierung von Gruppeninteressen gedient.

Ein solcher Grenzbereich zeige sich, so die These der Autoren, eben auch im Beschwerdewesen. Die bearbeitenden Behörden und Personen hätten Beschwerden in Kategorien wie „konstruktive sozialistische Kritik“, „Querulantenentum“ und „antistaatliche Hetze“ eingeordnet. Während der gesamten Zeit der kommunistischen Diktatur in der Tschechoslowakei seien die Übergänge zwischen diesen

¹ Erste Ergebnisse finden sich im Sonderheft 29 (2022) 1 der Zeitschrift „Soudobé dějiny“ mit dem Titel „Stížnosti občanů v komunistickém Československu/Citizen Complaints in Communist Czechoslovakia.“

Kategorien aber fluide gewesen. Die konkrete Ausdeutung wiederum war von den jeweils herrschenden politischen Verhältnissen sowie der Haltung der Personen abhängig, die eine Beschwerde bearbeiten.

Diesen Grenzbereich loten die Autoren beispielhaft anhand von vier zentralen Problembereichen aus: Mangelversorgung, vor allem mit Waren des täglichen Bedarfs, Fehlverhalten und Konflikte in Verwaltung und Betrieben, die omniprésente Wohnungsproblematik sowie Umwelt- und Gesundheitsfragen. Sie zeigen dabei überzeugend auf, wie die politischen Rahmenbedingungen zu einem bestimmten Zeitpunkt den Umgang mit Beschwerden und Eingaben, aber auch die Zuschriften selbst wesentlich beeinflusst haben.

Die Studie ist als Längsschnittuntersuchung angelegt, was sich bereits in den Abschnitten zeigt, die den thematischen Kapiteln vorgeschaltet sind. In diesen geht es um den Umgang mit Beschwerden und Eingaben, deren Bearbeitung durch Partei- und Regierungsorgane sowie um die soziale Struktur der Gruppe der Autor:innen. Es wird deutlich, dass Partei und Regierung den Zuschriften eine große Bedeutung beimaßen und diese als Möglichkeit sahen, etwas über die Stimmung in der Bevölkerung und mögliche wirtschaftliche und soziale Probleme zu erfahren. Auch als Ventil für Unzufriedenheit und Kritik hatten die Briefe eine Bedeutung. Zugleich gelang es den zuständigen Institutionen während der gesamten Existenz der kommunistischen Diktatur nie, klare Leitlinien für den Umgang mit Beschwerden zu definieren bzw. die als unzureichend angesehenen Vorschriften zu reformieren. Dieser Analyse geben die Autoren viel Raum, womit sie die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit des Regimes in der Kommunikation mit seinen Bürger:innen deutlich machen.

Die Themenfelder, die in den inhaltlichen Kapiteln untersucht werden, illustrieren, mit welchen Problemen das kommunistische Regime während seiner gesamten Existenz immer wieder zu kämpfen hatte und bieten gleichzeitig einen tiefen Einblick in den Alltag tschechoslowakischer Bürger:innen. Wir erfahren viel über die schlechte Qualität von Waren des täglichen Bedarfs, Versorgungsprobleme mit Ersatzteilen und Baumaterial, unrechtmäßige Vergabeverfahren von Genossenschaftswohnungen, Bestechung oder die gesundheitsschädlichen Lebensbedingungen in Prag und anderen Städten. Hier tritt das Potenzial der Quellengattung im Hinblick auf eine Analyse der sozioökonomischen Umstände in der Tschechoslowakei deutlich hervor. Ebenso zeigt sich, dass das Regime in den allermeisten Fällen zwar von den Missständen wusste und sich bemühte, sie zu beheben, daran aber regelmäßig scheiterte. Immer wieder legen die Autoren dar, wie viele Beschwerden tatsächlich als gerechtfertigt anerkannt wurden – ohne allerdings näher auf die Kriterien einzugehen, die dabei zur Geltung kamen.

Was in diesen Kapiteln etwas zu kurz kommt, ist die inhaltliche Analyse der Primärquellen. Die Autoren beziehen sich vielfach auf offizielle Berichte und führen die Beschwerden eher zur Illustration und Verdeutlichung an. Eine stärker an Inhalt und Sprache der Quellen ausgerichtete Analyse hätte indessen Rückschlüsse auf wiederkehrende Argumentationsmuster zulassen und Aufschluss darüber geben können, auf welche Art und Weise sowohl Ansprüche als auch Kritik formuliert wurden. Die nur in vergleichsweise geringem Umfang zitierten Beispiele stehen

zudem auch innerhalb der einzelnen Kapitel in keinem wirklichen Bezug zueinander, sodass eine vergleichende Untersuchung sowie Schlussfolgerungen über Veränderungen im Zeitverlauf kaum möglich sind.

Aufschlussreicher gestaltet sich das Kapitel zu anonymen Zuschriften. Die Grenzen zwischen „konstruktiver Kritik“ und „antistaatlicher Hetze“ waren hier besonders schwammig; auch weil die Themen dieser Zuschriften erwartungsgemäß eine höhere politische Sprengkraft bargen. Für die Institutionen, an die sich die Zuschriften richteten, waren diese ein zweiseitiges Schwert: Einerseits enthielten sie oftmals wichtige Informationen über den Missbrauch von Funktionen oder Unterschlagungen, andererseits zeigten sie, dass das Vertrauen in die Möglichkeit, unbehelligt konstruktive Kritik üben zu können, begrenzt war. Zu groß war die Unsicherheit, ob nicht die geäußerte Kritik von der bearbeitenden Person ungünstig ausgelegt und an die Sicherheitsbehörden weitergegeben werden würde. Hier tritt der Einfluss der politischen Umstände auf die Verfasstheit der Beschwerden besonders hervor, denn in Zeiten zunehmender Repression, wie nach der Niederschlagung des Prager Frühlings, stieg auch die Zahl der anonymen Zuschriften. Für die Zeit der Reformperiode wiederum konstatieren die Autoren eine zunehmende Politisierung der Inhalte sowie eine größere Bereitschaft, die Briefe namentlich zu unterschreiben.

Die Angst vor Verfolgung, vor Schikane durch die kritisierten Personen und Nachteilen am Arbeitsplatz zieht sich durch alle untersuchten Themenbereiche hindurch, taucht aber besonders im Zusammenhang mit der Kritik an individuellem Fehlverhalten und in anonymen Zuschriften auf. Hier scheinen die Grenzen, innerhalb derer Kritik ohne Bedenken geäußert werden konnten, recht klar definiert gewesen zu sein – und den Verfasser:innen waren diese offensichtlich bewusst. Von einem echten Grenzbereich kann daher in diesem Zusammenhang nicht die Rede sein.

Generell erkennt man Grenzbereiche und Verhandlungsspielräume in der Interaktion zwischen Herrschenden und Beherrschten in der Analyse nur bedingt wieder. Vielmehr erscheinen die Grenzen weitgehend einseitig gesetzt, da sie aus der Zuordnung von Beschwerden in die genannten Kategorien resultierten. Zudem konnten sich diese Grenzen je nach politischer Großwetterlage signifikant verschieben. Aber tatsächliche Verhandlungsspielräume lassen sich nur dann identifizieren, wenn beide Seiten der Kommunikation in die Analyse einbezogen werden. Und die Seite der Verfasser:innen kommt in der Studie deutlich zu kurz. Daher bleibt nicht nur die Frage nach Argumentationsstrukturen offen, sondern auch ungeklärt, ob das Spektrum des „Kritisierbaren“ möglicherweise auch von Seiten der Verfasser:innen aktiv erweitert wurde und damit echte Grenzbereiche entstanden. Das Konzept der „Grenzen der Diktatur“ hätte hier durchaus Anknüpfungspunkte geboten.

Doch zweifellos liefert die Studie wichtige Erkenntnisse dazu, wie die sich verändernden politischen Rahmenbedingungen der kommunistischen Diktatur in der Tschechoslowakei die Art und Weise mitprägten, in der die Bürger:innen ihre Beschwerden formulierten. Insbesondere die Wahrnehmung einer liberalen politischen Atmosphäre wie sie während des Prager Frühlings herrschte, sorgte dafür, dass die Verfasser:innen geneigter waren, auch kritischere Beschwerden persönlich zu unterschreiben. Ebenso liefert das Buch grundlegendes Wissen zur Beschaffenheit

des Beschwerdewesens in der kommunistischen Tschechoslowakei. Die systematische Klassifizierung der bei zahlreichen Institutionen eingegangenen Zuschriften im Hinblick auf Quantität und Inhalt war in dieser Form ein klares Desiderat und ist angesichts der Tatsache, dass sie für beide Landesteile und über den gesamten Zeitraum der Existenz des kommunistischen Systems hinweg durchgeführt wurde, beeindruckend.

Berlin

Sebastian Lambertz

Plachá, Pavla: Zerrissene Leben. Tschechoslowakische Frauen im Konzentrationslager Ravensbrück 1939-1945.

VSA Verlag, Hamburg 2023, 454 S., 224 Abb., ISBN 978-3-96488-169-4.

Pavla Plachá befasst sich in ihrer Dissertation mit den aus der Tschechoslowakischen Republik stammenden weiblichen Häftlingen des Konzentrationslagers Ravensbrück. Sie nimmt diese Frauen für den Zeitraum 1939 bis 1945, für das gesamte Staatsgebiet vor dem 1. Oktober 1938 und unabhängig von ihrer nationalen Zuschreibung in den Blick. Die Arbeit, die 2021 auf Tschechisch veröffentlicht wurde und nun in deutscher Übersetzung vorliegt, beruht auf einer breiten Quellenbasis. Unter anderem wurden die Personalakten von Frauen einbezogen, die nach dem tschechoslowakischen Gesetz 255/46 Slg. Anerkennung als politische Gefangene suchten, dazu kommen an ehemalige Häftlinge verschickte detaillierte Fragebögen des Svaz protifašistický bojovníků (Verband der antifaschistischen Kämpfer), Zeichnungen und Egodokumente ehemaliger Häftlinge, Häftlingsdatenbanken der Gedenkstätten Ravensbrück und Terezín (Theresienstadt) sowie Interviews mit Zeitzeuginnen.

Die Studie gliedert sich in drei Teile. Am Anfang steht ein knapper, aber instruktiver Überblick über die Entwicklung der Gedenkkultur im Zusammenhang mit der tschechoslowakischen bzw. tschechischen Politik von der unmittelbaren Nachkriegszeit bis zur Gegenwart, der auch das inoffizielle Gedenken nichtkommunistischer ehemaliger Häftlinge in der Tschechoslowakei und im Exil berücksichtigt. Plachá legt dar, dass das Bild der Tschechoslowakinnen in Ravensbrück über Jahrzehnte von dem 1960 publizierten Sammelband „Ravensbrück“ geprägt wurde, der nichtkommunistische Häftlingsgruppen marginalisierte oder völlig verschwieg. Die Autorinnen, im Svaz protifašistický bojovníků organisierte ehemalige politische Häftlinge, zeichneten sich selbst, das heißt die tschechischen Kommunistinnen, als moralisch hochstehendes, auch für andere Nationalitäten vorbildliches Kollektiv im Lager (S. 32). Sie dominierten nicht nur die tschechoslowakischen Opferverbände (S. 39), sondern beeinflussten auch das Internationale Ravensbrück-Komitee (S. 72). In der kommunistischen Tschechoslowakei wurden ehemalige Häftlinge, die die Nationalsozialisten als politisch eingestuft hatten (S. 14), oft nicht als solche anerkannt. Den Status als aktive Gegner des nationalsozialistischen Regimes und die damit verbundenen Privilegien erhielt ferner nur ein Teil der anerkannten politischen Häftlinge (S. 424). Das führte dazu, dass das Bild Ravensbrücks und der tschechoslowakischen Häftlinge im tschechischen kollektiven Gedächtnis von tschechischen Kommunistinnen bestimmt wurde, die schätzungsweise lediglich drei Prozent aller dort inhaftierten Frauen aus der Tschechoslowakei ausmachten (S. 251).

Im zweiten Teil des Buches werden mithilfe eines biografischen Zugangs die Spezifika der Lagerhaft in Ravensbrück analysiert. Zu ihnen gehörten unter anderem Geburten im Lager, die Trennung von Müttern und Kindern, Zwangsprostitution, „Lagermütter“, die Kinder „adoptieren“, weibliche Homosexualität sowie der Verlust der Weiblichkeit durch Scheren der Haare, Haftkleidung, Sterilisation.

Im umfangreichsten dritten Teil untersucht Plachá die verschiedenen Untergruppen von Häftlingen aus der Tschechoslowakei. Als Kriterium dienen die Häftlingskategorien, in welche die SS die Häftlinge einteilte. Zwar war diese Kategorisierung oft willkürlich, sie erscheint jedoch plausibel, da sie das (Gruppen-)Schicksal und die Überlebenschancen der betreffenden Frauen mitbestimmte. Zu den Kategorien „politisch“, „asozial und kriminell“ und „Zeuginnen Jehovas“ kommen als Sondergruppen noch Romnja und Sinteze (die von der SS den „Asozialen“ zugerechnet wurden) sowie von den Nationalsozialisten als Jüdinnen definierte Frauen hinzu.

Einer der wesentlichen Vorzüge der Studie besteht darin, dass Plachá mit Objektivität und Sorgfalt nicht nur Tschechinnen in den Blick nimmt, sondern auch Deutsche, Polinnen aus dem Teschener Gebiet (Těšínko), Slowakinnen, Jüdinnen sowie Sinteze und Romnja. Die nichttschechischen Häftlinge unter den schätzungsweise 5000 (S. 419) Frauen aus der Tschechoslowakei wurden sowohl in der Erinnerungskultur als auch in der tschechischen Geschichtsschreibung bisher weitgehend vernachlässigt (S. 179). Die ersten in Ravensbrück inhaftierten Frauen aus der Tschechoslowakei waren deutsche politische Gegnerinnen der Nationalsozialisten (S. 420). Anders als sie sind einige Gruppen ex post kaum zuverlässig zu identifizieren, etwa Frauen, die im November 1944 und Januar 1945 in sogenannten Zigeuner- und Judentransporten aus Ungarn nach Ravensbrück gebracht wurden (S. 395). Zudem wurden die Zugangslisten nicht einheitlich gehandhabt, jüdische Tschechinnen wurden z.B. erst ab 1942 als solche klassifiziert (S. 392).

Plachá zeigt auch das breite Spektrum von Haftgründen: politische Gesinnung, religiöse Überzeugung, Widerstand, Wirtschaftsdelikte, sogenannte „Rassenschande“, „Verkehr mit Fremdvölkischen“ (dies nur für deutsche Frauen), Geiseln (zum Beispiel Angehörige von Mitgliedern des tschechoslowakischen Inlands- und Auslandswiderstandes), präventive Massenverhaftungen, Sonderfälle wie den der 184 Frauen aus Lidice, die kollektiv ins Lager deportiert wurden, während ihr Heimatdorf als Racheakt für das Attentat auf Heydrich von den deutschen Besatzern zerstört wurde. Sie wussten lange weder, dass alle Männer aus Lidice am 10. Juni 1942 erschossen worden waren, noch, was aus den von ihnen getrennten Kindern geworden war.

Alle Gruppen werden „auch unter dem Aspekt der Gedenkkultur und deren Veränderungen“ (S. 197) dargestellt und sind mit exemplarischen Kurzbiografien versehen. Hinzu kommen tabellarische Übersichten etwa der in Ravensbrück inhaftierten weiblichen Mitglieder der Tschechoslowakischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei mit Namen, Geburtsdatum und -ort, Verhaftung, Inhaftierung vor Ravensbrück, Zeitpunkt der Deportation nach Ravensbrück und Ende der Haft in Ravensbrück. Von den 15 angeführten Sozialdemokratinnen starben dort fünf in, oder unmittelbar nach der Haft, eine in Auschwitz, fünf wurden im Frühjahr 1945 in Ravensbrück in der Gaskammer ermordet (S. 238 f.).

Aufschlussreich ist der Blick auf das Verhältnis der unterschiedlichen Häftlingsgruppen untereinander, das ebenfalls aufgrund von Erinnerungen, der „Hauptquelle für [...] das Funktionieren von Häftlingsgesellschaften“ (S. 25), rekonstruiert wird. Kommunistische Funktionshäftlinge bevorzugten nichttschechische Kommunistinnen gegenüber nichtkommunistischen Tschechinnen, zum Beispiel bei der Zuteilung von Posten auf der Krankenstation (S. 258), gesellschaftliche Stereotype, etwa kommunistische Vorurteile gegen „großbürgerliche“ Häftlinge wie Hana und Maria Feierabendová, Angehörige des Ministers der Exilregierung Karel Feierabend (S. 65 f.), wirkten im Lager weiter, auch politisch motivierte Abneigungen, darunter die gegen angebliche „Trotzkistinnen“ wie Milena Jesenská und die mit ihr befreundete Margarete Buber-Neumann (S. 67). Hinzu kamen nationale Vorurteile, religiöse Vorurteile gegen Zeuginnen Jehovas (S. 350) oder soziale gegen Prostituierte in Lagerbordellen (S. 140). Es gab auch lagerspezifische Stereotype, so das Herabschauen der „Politischen“ auf die „Asozialen“. Darüber, wie letztere die Lagersituation erlebten, wissen wir wenig, denn aus ihren Reihen sind kaum Erinnerungen erschienen (S. 140). Wie im Fall anderer Konzentrationslager liegen Selbstrepräsentationen ganz überwiegend von politischen Häftlingen vor.

Hervorzuheben ist die durchgängige Bebilderung der Studie mit Fotos der vorgestellten Frauen, mit amtlichen Dokumenten, Privatbriefen, Gedichten und Zeichnungen. Faszinierend sind die Zeichnungen der Künstlerin Nina Jirsíková (eigentlich Anna Gurská), die Alltagssituationen aus dem Lager festhielt und teilweise mit Texten im Stil von Modemagazinen aus der Zwischenkriegszeit verknüpfte. Ihr „Kleines Ravensbrücker Modejournal“ zeigte Häftlinge „in der provokanten Pose eines Mannequins“ (S. 125). Auf einem Bild sind weibliche Häftlinge beim Appell zu sehen (S. 179). Einige tragen ihre Essensschale auf dem Kopf. Jirsíkovas Text dazu lautet: „Diese äußerst gewagte Kopfbedeckungskreation bei Regen ist schick und zweckvoll, sofern Sie mit der Schale auf dem Kopf während des Appells nicht ertappt werden. Dann bleibt Ihnen nur der Mut übrig, um die Bestrafung zu ertragen“. Zwar hätten Zeichnungen und Fotos teilweise eingehender kontextualisiert werden können, gleichwohl stellen sie teilweise erschütterndes Quellenmaterial gerade für den Haftalltag dar, beispielsweise die Zeichnung einiger sogenannter „Schmuckstücke“ (S. 131), dem weiblichen Pendant zu männlichen sichtlich todkleideten im Lagerjargon sogenannten „Muselmännern“¹ oder „Der Stall der Verurückten“ (S. 165).

Was leistet die Studie? Sie erweitert unsere Kenntnisse über den nicht unerheblichen tschechoslowakischen Teil der Lagergesellschaft im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück und ihren Alltag, bietet zahlreiche Kurzbiografien ehemaliger Häftlinge und bringt dem Publikum anhand dieser Lebensgeschichten exemplarisch das Schicksal ganzer Häftlingskategorien nahe. Sie zeigt, dass die Wege in die Lagerhaft sehr unterschiedlich waren, etwa für Angehörige des Widerstandes als Schutzhäftlinge nach Verurteilung und Verbüßung einer Haftstrafe, für rassistisch

¹ Vgl. Wittler, Kathrin: „Muselmann“. Anmerkungen zur Geschichte einer Bezeichnung. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 61 (2013) Nr. 12, 1045-1056.

Verfolgte in Sammeltransporten z. B. aus Auschwitz in der Endphase des Krieges, für andere wieder anders. Sie macht Frauen in diesem Abschnitt der tschechoslowakischen Geschichte sichtbarer, auch als Akteurinnen des Widerstandes. Zudem hinterfragt sie das vorherrschende nationale Narrativ, und das unter anderem dadurch, dass sie die bisher in der tschechischen Gedenkkultur ausgeblendeten (S. 421) acht Ordens- und Kongregationsangehörigen in Ravensbrück identifiziert, von denen fünf Deutsche waren (S. 293). Damit füllt sie die großen Lücken, die das Bild von Tschech(oslowak)innen in Ravensbrück in Erinnerungskultur und Geschichtsschreibung bisher aufwies.

München

René Küpper

Janoušek, Pavel et al.: Dějiny české literatury v Protektorátu Čechy a Morava [Geschichte der tschechischen Literatur im Protektorat Böhmen und Mähren].

Academia, Ústav pro českou literaturu AV ČR, Praha 2022, 735 S., ISBN 978-80-200-3377-2 (Academia), ISBN 978-80-7658-053-4 (Ústav pro českou literaturu AV ČR).

Die vorliegende „Kollektivmonografie“ ist ein monumentales Werk, an dem fast 40 Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler unter der Leitung von Pavel Janoušek zusammengearbeitet haben. Sie präsentieren, kommentieren und (re)interpretieren die Hauptströmungen, aber auch bisher unbeachtete Aspekte des tschechischen literarischen Schreibens und Lebens sowie der Buchkultur im Protektorat Böhmen und Mähren. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie die Abnormalität der politischen Situation, in der sich die tschechische nationale Gesellschaft damals befand, die thematische Ausrichtung, künstlerischen Formen und gesellschaftliche Funktion der einzelnen Gattungen der tschechischen Literatur beeinflusste. Nach dem Münchner Abkommen und der deutschen Okkupation übernahm diese nach und nach eine verteidigende Rolle mit dem Ziel, das Nationalbewusstsein des Lesepublikums zu wecken und dessen bedrohte nationale Identität zu stärken. Das Buch dokumentiert, wie unterschiedlich diese dominante Tendenz nationaler Selbstbehauptung in verschiedenen Strömungen der Literatur gefärbt war, und wie diese Strömungen nebeneinander existierten, sich wechselseitig beeinflussten, miteinander konkurrierten, in Konflikt gerieten und von anderen bedroht wurden. Zu den literarischen Richtungen, die besonders unter Druck gerieten, gehörte zum Beispiel der Ausläufer der experimentellen Avantgarde der Ersten Republik, welche nun als individualistisch, kosmopolitisch und unpatriotisch kritisiert wurde, die den Tschechen im Protektorat angeblich nichts zu bieten hätte. Zur gleichen Zeit erschienen zahlreiche Werke von kollaborierenden Schriftstellern, die versuchten, die Sympathie des Publikums für das Projekt eines nationalsozialistischen „neuen Europas“ zu gewinnen, an dessen Aufbau sich die tschechische Nation an der Seite des Großdeutschen Reiches beteiligen sollte.

Die einzelnen Teile des Buches konzentrieren sich monothematisch auf bestimmte Phänomene wie Gattungen, kreative Milieus und politisch-ideologische Kontexte. Jeder Teil beginnt mit einer einleitenden Passage, die die Entwicklung in der Zwischenkriegszeit und die nach 1939 folgende Metamorphose skizziert. Vertieft und erweitert wird das jeweilige Thema dann in übersichtlichen Unterkapiteln und

Abschnitten, die in katalogähnlicher Manier typische Schriftsteller und Werke vorstellen. Dank der gründlichen Arbeit des Autorenteam umfasste das Buch Hunderte von Namen. In den Randspalten finden sich Zitate aus der zeitgenössischen Literatur, die die Interpretation eines bestimmten Phänomens veranschaulichen, was dem Band den Charakter eines knappen Lesebuchs zur Epoche verleiht. Abgerundet wird das Ganze von mehr als zweihundert Abbildungen (Buchumschläge, Plakate, Portraits), die die Atmosphäre und den Stil der Buchgrafik der Zeit lebendig machen.

Schließlich sind kürzere, grafisch abgehobene Exkurse in den Fließtext eingesetzt, die detailliert auf einzelne Werke, Autoren oder literarische Ereignisse eingehen. Die Aufmerksamkeit gilt hier oft jenen literarischen Phänomenen, die über ihren Entstehungskontext im Protektorat hinaus von Bedeutung waren. Überwiegend handelt es sich dabei um Werke, die sich der nationalisierenden Tendenz der tschechischen Literatur bis zu einem gewissen Grad entzogen. In diesem Sinne interpretiert etwa Erik Gilk Eduard Bass' Roman „Cirkus Humberto“ von 1941. Zwar rücke der Roman tschechische Figuren in den Vordergrund der Handlung, er verstehe die Zirkuswelt zugleich aber als internationale Gemeinschaft, deren Zusammenhalt und Erfolg auf der Orientierung an gemeinsamen Werten und der sorgfältigen Arbeit ihrer Mitglieder beruhe, auch wenn diese unterschiedlichster Herkunft seien.

Die ausführliche Einleitung steckt das politische, ideologische, kulturelle und institutionelle Terrain ab, auf dem sich die tschechische Literatur zwischen 1939 und 1945 bewegte. Zur Sprache kommen politisch motivierte Lenkungsversuche sowohl auf tschechischer (Kulturní rada Národního souručenství/Kulturrat der Nationalen Gemeinschaft) wie auch auf kollaborierend-deutscher Seite (Amt des Reichsprotektors, Ministerium für Schule und Volksaufklärung unter der Leitung von Emanuel Moravec). Die tschechischen Schriftsteller konnten zunächst die kulturelle Autonomie im Protektorat zur Stärkung des tschechischen Nationalbewusstseins nutzen, bald setzte die Zensur diesen Bemühungen jedoch immer engere Grenzen. Nach Reinhard Heydrichs Ankunft im Protektorat im Herbst 1941 begannen die deutschen Besatzer zunehmend radikal gegen das tschechische literarische Leben vorzugehen. Nun sollte es eher die Aufgabe der Literatur sein, die tschechische nationale Identität zu unterdrücken, und dem Lesepublikum das deutsche Volk und den deutschen Staat als Vorbild zu präsentieren. Besonders aufschlussreich ist hierfür der Teil des Buchs, der sich mit dem literaturkritischen Denken im Protektorat und mit literaturwissenschaftlichen und literaturpädagogischen Fragen der Zeit befasst.

Den Kern der Monografie bilden jedoch drei Teile, die der tschechischen Lyrik, Prosa und Dramatik gewidmet sind. Viele Dichter wandten sich nach 1939 intimen (Familie, innere Gefühlswelt), nationalen (Heimat, Vaterland, Geschichte), überpersönlichen (Menschheit, Planet Erde) und spirituell-transzendenten Themen (Sinn des Lebens, Gott) zu. Eine gewisse Krise durchlebte der Surrealismus, der als verschlossen und unfähig empfunden wurde, auf die Situation der tschechischen Nationalgesellschaft zu reagieren. Viele Surrealisten verstummten (Konstantin Biebl), andere gaben ihre bisherigen Schaffensmethoden auf und bemühten sich, mit ihrer Poetik breitere soziale Schichten anzusprechen (Vítězslav Nezval). In der Belletristik häuften sich nun Motive aus der tschechischen (bzw. böhmischen) Geschichte. Die Vertreter und Nachfolger des Ruralismus der Zwischenkriegszeit

erlebten einen Aufschwung und intensivierten in ihren Texten ihre künstlerische Beziehung zum Land, zu einzelnen Regionen und zu Familientraditionen. Ein verstärktes Interesse zeigte sich nach 1939 auch für die psychologische Dimension der menschlichen Existenz und die Frage nach Gut und Böse in der menschlichen Seele.

Indessen erlebte der Arbeiterroman, der vor dem Krieg die Fragen des Sozial- und Klassenkampfes von linken Positionen aus thematisiert hatte, einen Niedergang. Lukáš Holeček zufolge bewegte das Gefühl der nationalen Bedrohung die Schriftsteller zur Suche nach einer Versöhnung der Klassen und dazu, die nationale Harmonie zu betonen. Werte wie die Einheit der Nation, ihre Geschichte und eine überpersönliche moralische Ordnung standen in der Protektoratszeit auch auf den tschechischen Theaterbühnen im Vordergrund. Interessant ist in diesem Zusammenhang das Prager „Divadlo D“, das „Theater D“, umgangssprachlich „Děčko“ genannt, des Regisseurs und Dramaturgen E. F. Burian. Diesem gelang es bis zu seiner Verhaftung im März 1941 patriotische Themen mit avantgardistischen Trends zu verknüpfen. Burians Neuinszenierung von Viktor Dyks „Krysař“ („Der Rattenfänger“) wurde 1940 zur Allegorie eines Führtyps, der die Massen manipuliert und sie zu einem tragischen Ende führt.

Hervorzuheben ist, dass sich die einzelnen Teile des Buches auch mit vielen auf den ersten Blick unscheinbareren, aber äußerst wichtigen Phänomenen befassen. Dazu gehören beispielsweise das literarische Schaffen der tschechischen Häftlinge in den Konzentrationslagern, die literarisch-dramatischen Programme des tschechischen Rundfunks oder die Entwicklung der Anekdote im Protektorat. Für viele Tschechen wurde nämlich der Humor zu einem Mittel, um die lähmende Angst zu lindern, aber auch zu einer Waffe, mit der sie das Handeln der Nationalsozialisten ironisierten. An Bedeutung gewann die Kinder- und Jugendliteratur, und das gerade mit Blick auf die ungewisse Zukunft der Nation, aber auch auf die Hoffnungen, die in die kommenden Generationen gesetzt wurden.

Kürzere Abschnitte des Buches sind schließlich der deutschen Literatur des Protektorats gewidmet, da die tschechische Literaturproduktion auch durch die Konkurrenz mit der deutschen geprägt war. So werden die Grundzüge des deutschen literarischen Lebens im Protektorat präsentiert. Dieses war innerlich heterogen, auch was die politischen Einstellungen der Schriftsteller betraf. Das Spektrum reichte vom Dienst an der nationalsozialistischen Ideologie (diese Gruppe war am zahlreichsten, u.a. mit Ignaz Göth oder Wilhelm Pleyer) über stille Opposition (Josef Mühlberger) bis hin zur offenen Ablehnung des Nationalsozialismus, die einige deutsche Schriftsteller mit ihrem Leben bezahlten (Vincy Schwarz oder Roman Karl Scholz). Was indessen fehlt, ist ein Vergleich zwischen dem tschechischen und dem deutschen literarischen Milieu und eine Analyse ihrer wechselseitigen Beziehungen und Reaktionen. Die parallele und etwas statische Darstellung der deutschen Literaturproduktion dient also eher dazu, die Kontexte aufzuzeigen, in denen sich die Entwicklung der tschechischen Literatur im Protektorat vollzog.

Janoušek und sein Team haben ein wirklich gelungenes Werk vorgelegt. Es stellt die Struktur und Funktionen der tschechischen Literatur im Protektorat, ihre Stile, Themen sowie einzelne Autoren und deren Werke im Ganzen wie im Detail vor. Damit spricht es sowohl fortgeschrittene Schüler:innen und Studierende als auch die

kulturell interessierte Öffentlichkeit an. Zweifellos werden aber auch Fachleute, vor allem aus der Literatur- und Geschichtswissenschaft, dankbar zu diesem Buch greifen, wenn sie sich über bestimmte literarische Phänomene informieren und ihre konkreten Forschungsgegenstände kontextualisieren wollen.

Prag

Tomáš Pánek

Duraković, Irma (Hg.): „Forgotten Writers“? Einblicke in die Prager deutsche Literatur.

Könighausen & Neumann, Würzburg 2024, 225 S., 6 Abb., ISBN 978-3-8260-7702-9.

Unter Bezug auf Leo Perutz, der nach dem Zweiten Weltkrieg 1946 in einem Brief die Gefahr beklagte, dass Autoren vergessen werden würden und dabei insbesondere seine eigenen Werke im Blick hatte, beschäftigt sich der vorliegende Sammelband mit vergessenen Autoren und Autorinnen aus dem Umfeld der Prager deutschen Literatur. Diesem Thema hat sich schon der 1991 von Hartmut Binder zusammengestellte Band „Prager Profile. Vergessene Autoren im Schatten Kafkas“ gewidmet, aber auch der bereits 1967 vorgelegte Band der zweiten Liblicer „Konferenz über Prager deutsche Literatur“ unter dem Titel „Weltfreunde“. Von der dort – aus ideologischen Gründen damals notwendigen – konzipierten Aufteilung in eine gute, fortschrittliche Prager deutsche und eine fast vollständig dem Nazismus-Verdacht unterworfenen deutschen Literatur aus den Regionen ist man in der jüngeren Forschung abgekommen, längst wird ein differenzierter Blick auch auf die Literatur in Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien außerhalb der Metropolen geworfen.¹ Die Gründe für das Vergessen der hier präsentierten Autorinnen und Autoren liegen nach Inge Fiala-Fürst in unterschiedlichen „Schleiern“. Sie identifiziert mit besonderem Fokus auf die tschechische Gesellschaft einen ideologischen, aus der Phase der nationalen Wiedergeburt stammenden, einen damit verbundenen sprachlichen sowie einen zeitlichen und schließlich einen qualitativen Schleier.

Manfred Weinberg setzt sich mit der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Prager deutschen Literatur bzw. deren Konzeptualisierung auseinander. Ausgehend von der Weltfreunde-Tagung 1965 in Liblice, wird insbesondere an dem Referat von Eduard Goldstücker die Profilierung der Prager deutschen Literatur und deren Abgrenzung von den „Epigonen der Klassik“ um die Concordia und deren Anthologie „Prager Dichterbuch“ kritisch überprüft. Schon Max Brod, der deutlich präziser von zwei Halbgenerationen, der Concordia und dem Jungen Prag ausging, hatte sich kritisch von der simplen Dichotomie zwischen einer positiv zu bewertenden Prager deutschen Literatur und einer fast völlig dem Faschismusverdacht unterzogenen sudetendeutschen Literatur abgegrenzt. Brod wandte sich einerseits gegen eine hierarchisierende Separierung der deutschsprachigen Literatur der böhmischen Länder, so wie er auch Paul Eisners Ghetto-These ablehnte. Andererseits tendierte er zu

¹ Siehe hierzu die beiden einleitenden Texte von *Fiala-Fürst*, Inge: Gründe des Vergessens 10-18 und von *Weinberg*, Manfred: Vom Vergessen und Wiedererinnern der Autoren einer „Literatur von Weltinteresse“. Anmerkungen zu den deutschen Autoren Prags im frühen 20. Jahrhundert 19-34.

einer gewissen idealisierenden Übertreibung, was die Verflechtung der deutschen mit der tschechischen Kultur in Prag betraf. Gegen diese Konzeptionen stellt Weinberg das inzwischen eingeführte Konzept eines Laboratoriums der Moderne mit einer spezifischen Interkulturalität, die für Prag im Allgemeinen, aber auch für jemanden wie Franz Kafka im Speziellen einen maßgeblichen Erfahrungsraum darstellte.

Neben diesen beiden einführenden Texten findet man eine Reihe von Fallstudien, in denen in der Reihenfolge der Geburt mal mehr, mal weniger vergessene Autoren und Autorinnen wie Ossip Schubin, Hugo Salus, Gustav Meyrink, Hermine Hanel, Hedda Sauer, Ernst Weiß, Ludwig Winder, Hans Natonek, Ernst Sommer, Hermann Ungar sowie Edgar Maria Foltin als *poetae minores* behandelt werden.

Gründe für das Vergessen z.B. im Falle Ossip Schubin (= Aloisa Kirschner) erkennt Anna-Dorothea Ludewig in einem zunächst sich der Moderne zuwendenden avantgardistischen Zeitgeist, dann aber vor allem in einem dominant werdenden völkischen Kunstbegriff,² wobei in einer Zeit, die vom Ideal des Sprachpurismus ausging, insbesondere Schubins Mehrsprachigkeit zu einem Makel wurde.

Eine weitere, ebenfalls in Vergessenheit geratene Autorin ist Hedda Sauer, der ungeachtet ihres inhaltlich wie formal epigonalen Werkes eine wichtige Rolle als Vermittlerin und Förderin der Literatur in Prag zukam.³ Dies gilt für ihre Mitarbeit an der Zeitschrift *Deutsche Arbeit*, vor allem aber in Bezug auf Rainer Maria Rilke, dem sie wie auch ihr Mann, der Prager Germanist August Sauer, freundschaftlich verbunden war und dem sie mit der *Deutschen Arbeit* eine wichtige Publikationsmöglichkeit eröffnete. Kleinere Ungenauigkeiten (die Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Mähren und Schlesien wurde erst in der tschechoslowakischen Zeit vom Sudetendeutschen Verlag in Reichenberg herausgegeben, die ersten Bände erschienen noch bei Calve in Prag, zwischenzeitlich übernahm die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur die Bibliothek, der Vertrieb lief über den Sudetendeutschen Verlag) seien hier nur am Rande erwähnt.

Ernst Weiß in einem Band über vergessene Autoren vorzufinden, mutet zumindest überraschend an, auch wenn das Thema Drogen bzw. Kokainabhängigkeit nicht unbedingt im Fokus der bisherigen Weiß-Forschung stand.⁴ Drogen stellten allerdings im Krieg und auch in der Nachkriegszeit ein markantes Problem dar, weshalb es nicht weiter verwunderlich erscheint, dass sich gerade der Arzt Ernst Weiß in seinen frühen Texten dieser Problematik zuwandte.

Ludwig Winder wird dagegen gleich als ein kanonisierter Autor eingeführt. Für sein literarisches Werk gilt das wohl kaum, auch wenn Teile davon, anders als behauptet, in gedruckter Form gerade nicht verfügbar sind.⁵ Winders journalistische

² Ludewig, Anna-Dorothea: Im „Schreibfieber“. Ossip Schubin 35-51, hier 48.

³ Jičínská, Veronika: Die Zeitschrift *Deutsche Arbeit* und die Beiträge Hedda Sauers 1901-1914, 102-124.

⁴ Duraković, Irma: „Kinder brauchen eben Rausch [...]!“ Kokainismus in Ernst Weiß' Roman „Der Gefängnisarzt oder Die Vaterlosen“ 125-144.

⁵ Budňák, Jan: Ludwig Winder als Journalist in der *Deutschen Zeitung Bohemia*. Stichprobe 1919-1920, 145-163, hier 145. – Dies betrifft die Romane „Die rasende Rotationsmaschine“ (1917), „Kasai“ (1920), „Dr. Guillotin“ (1924), „Die Reitpeitsche“ (1929) sowie „Steffi oder Familie Dörre überwindet die Krise“ (1935). Der Roman „Steffi“ steht auf inzwischen auf Google-Books.

Arbeiten entsprechen dagegen tatsächlich dem Rahmenthema des Vergessens. Insofern geht es in dem Beitrag um eine Stichprobe in das journalistische Wirken Ludwig Winders unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, mit dem für Winder weder Krieg noch Militarismus überwunden waren, die er als gesellschaftliche Krisensymptome der Zeit erkannte. Winder kritisierte beispielsweise die zunehmende Militarisierung der Tschechoslowakischen Republik, die sich an einem exorbitanten Militärbudget zeigte, während die Regierung sich gleichzeitig weigerte, die österreichischen Kriegsanleihen aus der Zeit des Weltkriegs einzulösen. Er kritisierte aber auch die anti-deutschen Affekte im Alltag, die gerade in Prag in den Anfangsjahren der neuen Republik immer wieder zu beobachten waren. Generell lässt sich bei Winder in den Beiträgen für die Deutsche Zeitung Bohemia eine Kritik am wachsenden, vor allem antideutschen Nationalismus ablesen, in dem er eine Gefahr für die Demokratie erkannte.

Weitere Beiträge des Bandes befassen sich mit den Stadtlandschaften und Motiven im Werk von Hugo Salus,⁶ mit Gustav Meyrink,⁷ mit Hermine Hamel,⁸ mit dem Übersetzer und Literaturvermittler Rudolf Fuchs,⁹ mit Hans Natonek¹⁰ und mit der deutschsprachigen Kriminalliteratur.¹¹ Einen Blick auf die „Ästhetik des Häßlichen“ in Anlehnung an Karl Rosenkranz bzw. des Abjekten nach Julia Kristeva wirft Vahidin Preljević, der sich mit Ernst Sommer und Hermann Ungar auseinandersetzt.¹² Zentrale Themen dieser beiden Prager Autoren sind neben dem Phänomen von Masse und Massenzeitalter, was an Sommers Erzählung „Aufruhr“ (1920) und seinem Essay „Zur Psychologie der Massen“ (1919) gut herausgearbeitet werden kann, eine gewisse Animalisierungsrhetorik, mit der beide Autoren auf die Auflösung jeglicher gesellschaftlicher Ordnung, letztlich auf die regressive „Rückverwandlung des Menschlichen in das Tierische“, in der nur noch „das Recht des Stärkeren gilt“ (S. 209) reagieren.

Auch wenn hier aus Platzgründen nicht alle Beiträge genauer vorgestellt werden können, ist doch zu sagen, dass der Band – sofern man das signalisierte „Vergessen“ im Titel nicht allzu apodiktisch auffasst – einige wichtige und auch neue Perspektiven auf Randfiguren der deutschen Literatur aus Prag, aber auch auf durchaus kanonisierte Autoren wie Ernst Weiß und Ludwig Winder ermöglicht. Damit bildet er eine wichtige Ergänzung zu den bisherigen, einschlägigen Arbeiten zur Prager deutschen Literatur.

Weimar/Jena

Steffen Höhne

⁶ Orozović, Anja: Prager Stadtlandschaften und Motive in Hugo Salus' Lyrik 52-68.

⁷ Šećerović, Naser: Das „dirty thinking“ Gustav Meyrinks. Zum Verhältnis von Esoterik und Literatur in der Moderne 69-83.

⁸ Blumesberger, Susanne: Hermine Hanel (1874-1944). Eine Schriftstellerin zwischen Emanzipation und Anpassung 84-101.

⁹ Fan, Pintai: Rudolf Fuchs als Literaturvermittler. Eine biographische Untersuchung 164-177.

¹⁰ Grimes, Adéla: Das multikulturelle Leben des Prager Nomaden Hans Natonek und sein Sportroman „Kinder einer Stadt“ (1932) 178-191.

¹¹ Flekal, Radek: Prager deutschsprachige Kriminalliteratur der Zwischenkriegszeit am Beispiel des Romans „Der Zauberkreis“ (1937) von Edgar Maria Foltin 210-222.

¹² Preljević, Vahidin: Fleisch der Unordnung. Ernst Sommer, Hermann Ungar und die Ästhetik des Abjekten 192-209.

Koeltzsch, Ines: Vor dem Weltruhm. Nachrufe auf Franz Kafka und die Entstehung literarischer Unsterblichkeit.

Böhlau, Wien 2024, 186 S., 13 Abb., ISBN 978-3-205-22011-4.

Ausgangspunkt der Studie von Ines Koeltzsch ist die Frage nach dem Stellenwert von Nachrufen im Hinblick auf eine „Etablierung postumen Ruhms“ (S. 12). Es geht also um einen Baustein zu einer Debatte, in der nach den Gründen für die exzeptionelle Entwicklung von der zunächst regionalen Bekanntheit Franz Kafkas über seinen globalen Erfolg bis zur Präsenz der Figur Kafka in den sozialen Medien gesucht wird. Wie konnte Kafka zu einem, so das Konzept von Ulrich Stadler, „imaginären Autorsubjekt“ bzw. einer „Autorlegende“ werden? Welche Rolle kommt der Konstruktion der Autorlegende zu, welche Bedeutung besitzen Nachrufe für die postume Ruhmbildung? (S. 16)

Ausgangspunkt der Überlegungen zu den Nachrufen ist die Verschiebung von „religiös konnotierten Vorstellungen von der Unsterblichkeit der Seele hin zu weltlichen Vorstellungen von der Unsterblichkeit des Namens“ (S. 17), weshalb Nachrufe eine wichtige Rolle im Hinblick auf den literarischen Nachruhm erhalten. Untersucht werden entsprechend im ersten Kapitel Nekrologe als „papierne Denkmäler“. Mit Detlef Schöttker geht es um den Zusammenhang von literarischer Produktivität und dauerhafter Ausstrahlung und damit um die Frage, warum bestimmte Autoren und Werke auch postum Interesse beim Publikum erreichen können (S. 23 f.). Neben besonderen biografischen Bedingungen (ungewöhnliche Lebensumstände, Krankheit, Todesart) spielen natürlich auch die Werke eine wichtige Rolle (S. 26). Den Ausschlag gibt also eine Kombination aus Begabung, Leistung, Medium, Publikum und Zeit. Nachrufe lassen sich als ritualisierte Erinnerungspraxis ansehen, der bei der Selbstdarstellung und Gemeinschaftsbildung der betreffenden Gruppe eine wichtige Funktion zukommt (S. 25).

Von diesen Fragen ausgehend wendet sich Ines Koeltzsch den Formen und Wirkungsfunktionen des Gedenkens an Franz Kafka zu (Kapitel 2). Trauer- und Gedenkfeiern sowie Dichterdenkmäler gelten als „Organisationsformen des kulturellen Gedächtnisses“ (S. 75). Untersucht werden zunächst die Nachrufe selbst. Neben Eckpunkten der Vita kann als Hauptelement die *lamentatio* über den zu frühen Tod und die *consulatio*, „die tröstliche Prophezeiung literarischer Unsterblichkeit“ (S. 107) identifiziert werden. Hier wurde häufig auf die erste umfassende Würdigung Kafkas durch Max Brod in dem Essay „Der Dichter Franz Kafka“, erschienen in der Neuen Rundschau im November-Heft 1921, zurückgegriffen. Sie bildete die Grundlage für die übergreifende Attribuierung Kafkas als verkanntes Genie und als Dichter der Wahrhaftigkeit.

Im dritten Kapitel wendet sich die Verfasserin der Entstehung von Erinnerungsgemeinschaften zwischen Prag, Berlin, Wien und München und deren Verstetigung zu. Es geht um die Träger des Kafka-Gedenkens, deren Charakteristika und spezifische Kafka-Bilder, wobei Koeltzsch davon ausgeht, dass die „Wirksamkeit dieser imaginären Erinnerungsgemeinschaft ausschlaggebend“ sei „für eine erfolgreiche und dauerhafte Konstituierung literarischen Nachruhs der Autor-Legende Kafka“ (S. 18). Sie vertritt also die Annahme der Verankerung einer Person im kulturellen Ge-

dächtnis und damit einer literarischen Ewigkeit in Abhängigkeit von den Aktivitäten einer imaginären Erinnerungsgemeinschaft. Diesen Parentatoren – den Sprechern über Verstorbene – müsse es gelingen, den Kreis der Rezipienten nach dem Tod des Dichters stetig zu vergrößern (S. 109). Damit stellen sich Fragen wie die, wer zur Erinnerungsgemeinschaft gehört, welche soziogenerationalen Einstellungen diese Gruppe repräsentiert, welches Bild der Autor-Legende Kafka geprägt wurde (S. 111) und wie es gelang, die Erinnerung an Kafka langfristig zu begründen. Hier kommt der Prager Kreis ins Spiel, der später ebenso weltberühmt werden sollte wie der Autor Kafka selbst: Ein soziales Netzwerk, in dessen Zentrum Max Brod stand und das von der Tatsache geprägt war, dass fast alle der Prager Intellektuellen als Journalisten, Kritiker, Lektoren und Übersetzer, somit auch als Vermittler tätig waren.

Im Folgenden werden vier Gruppen von Parentatoren gesondert untersucht. In den Nachrufen der ersten, wirkmächtigsten dieser Gruppen, der deutschjüdischen Intellektuellen, findet man vor allem Verweise auf die Paria-Position der assimilierten Juden in Prag sowie auf Kafkas Vermögen, „diese spezifisch jüdische Erfahrung“, eine „Ambivalenz der Moderne“, in seinem Werk zu erfassen. Kafka wird, maßgeblich von Max Brod ausgehend, als bedeutender Dichter der Moderne und als jüdischer Autor gewürdigt (S. 114). Verdienstvollerweise geht Koeltzsch auch auf einige der weniger bekannten Parentatoren wie Heinrich Edmund Jacob in Berlin, Carl Seelig in der Schweiz und den Rezitator Ludwig Hardt ein. Als Fazit lässt sich ziehen, dass die jüdischen, teils auch zionistischen Trauerredner einen großen Anteil zur Verstetigung des Kafka-Gedenkens leisteten (S. 125), auch wenn das Konzept des „zionistischen Kafka“ sich nicht durchsetzen sollte. Als Indizien dafür, dass diese erinnerungspolitischen Aktivitäten bereits 1925 von Erfolg gekrönt waren, lassen sich allerdings lobende Äußerungen von bekannten Autoren wie Hermann Hesse, Siegfried Kracauer, Thomas Mann, 1927 dann von Alfred Döblin ansehen. Insgesamt bestand dabei ein fließender Übergang von den Nekrologen zu den Rezensionen mit dem Ziel einer literarischen Kanonisierung und Einordnung Kafkas in den jüdischen Kontext durch eine durchaus transnationale Erinnerungsgemeinschaft (S. 153).

Weitere Gruppierungen, die für den Nachruhm Kafkas identifiziert werden konnten, fanden sich in München mit Armin Artur Kesser, W. E. Süskind und Manfred Sturman, in Wien unter anderem in der Person von Otto Basil. Auf tschechischer Seite interessieren sich vor allem sozialkritische Autoren für Kafka, neben S. K. Neumann und Rudolf Illovy, der Mitschüler Kafkas, vor allem natürlich Kafkas Freundin und Übersetzerin Milena Jesenská. Selbst dem problematischen Gustav Janouch, einem eher unseriösen Eckermann, kann eine gewisse Bedeutung in der Erinnerungspolitik nicht abgesprochen werden.

Ines Koeltzsch hat mit ihrer Studie einerseits eine transnationale Erinnerungsgemeinschaft rekonstruiert, deren Mitglieder längst nicht alle einen Platz im Bewusstsein der Kafka-Forschung haben. Andererseits ist es ihr gelungen, in fundierter Weise eine wichtige Erklärung für den späteren Weltruhm des Autors Franz Kafka vorzulegen und damit – und dies dürfte nicht das geringste Verdienst ihres Buches darstellen – zur ausufernden Kafka-Forschung eben doch noch etwas Neues beizusteuern.

Kubů, Eduard/Šouša, Jiří/Štolleová, Barbora et al.: *Za německou broudu a zrno. Agrární hnutí Němců v českých zemích období habsburské monarchie. Od hospodářských společností, odborných i politických spolků a exkluzivních politických reprezentací k agrárnímu stranictví (1848-1918)* [Für deutsches Korn und deutsche Scholle. Die deutsche Agrarbewegung in den böhmischen Ländern in der Zeit der Habsburgermonarchie. Von Wirtschaftsgesellschaften, fachlichen und politischen Vereinen und exklusiven politischen Repräsentationen bis zum System der Agrarparteien (1848-1918)].

Karolinum, Nová tiskárna Pelhřimov, Praha, Pelhřimov, 2023, 791 S., ISBN 978-80-7415-255-9.

Dieses gewaltige Buch ist das Werk eines Teams, das sich schon seit langem systematisch mit der Agrargeschichte und den politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen beschäftigt. Eduard Kubů, Jiří Šouša und Barbora Štolleová, deren Stellen derzeit durch den Umbau der Philosophischen Fakultät der Prager Karlsuniversität bedroht sind, ergänzen sich in ihren Spezialisierungen perfekt: Kubů ist Wirtschaftshistoriker, Šouša Experte für die Geschichte der Landwirtschaft und der Agrarierpartei (Agrární strana), Štolleová hat 2014 ein vielbeachtetes Buch über die Landwirtschaft im Protektorat vorgelegt.¹ Alle drei können sie mit beeindruckenden Publikationsverzeichnissen aufwarten.

Die kollektiv verfasste Monografie „Für deutsches Korn und deutsche Scholle“ – neben den Herausgeber:innen waren Jan Slavíček, Torsten Lorenz, Jana Balcarová und Martin Minařík an der Arbeit beteiligt – erfüllt höchste Ansprüche was Edition, Redaktion und Übersetzungen betrifft, auch stilistisch und inhaltlich erscheint sie wie aus einem Guss. Ergänzt wird der Band durch ein Namens- und Ortsregister, einen biografischen Anhang zu den Repräsentanten der deutschen Agrarbewegung Cisleithaniens und ein umfangreiches Verzeichnis von Archivquellen, Dokumenten, Memoiren und Literatur.

Das Buch befasst sich mit der Entwicklung der Agrarierbewegung der Deutschen in den böhmischen Ländern über einen Zeitraum von 70 Jahren. Es nimmt die Phase von der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahr 1848 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs in den Blick, wobei der Schwerpunkt auf der Politisierung des ländlichen Raums und der Schaffung einer institutionellen Grundlage für die politische Partizipation im Böhmischem Landtag und in der Abgeordnetenkammer des Wiener Reichsrats liegt. Das Hauptziel der Publikation ist es, den Prozess der politischen Emanzipation der deutschen Bauern in Böhmen und in der Folge in Mähren und Schlesien sowie in einigen Alpenländern zu fassen. Dabei liegt der Fokus auf der politischen Repräsentation der deutschen Landwirte und ihrer Rolle im öffentlichen Leben in den böhmischen Ländern und in Cisleithanien.

Für ihr Unternehmen haben Kubů und Šouša ihrem Team ein klares Konzept vorgegeben. Es umfasst einerseits gemeinsame Schlüsselbegriffe wie Verein, Partei,

¹ Štolleová, Barbora: Pod kuratelou Německé říše. Zemědělství Protektorátu Čechy a Morava [Unter der Kuratel des Deutschen Reichs. Die Landwirtschaft im Protektorat Böhmen und Mähren]. Praha 2014.

Agrarinteresse, aber auch Bauer, Ackerbauer, Kleinbauer, Häusler, Pächter, Gutsherr, Großgrundbesitzer, die im einleitenden Kapitel definiert werden. Andererseits mussten für den umfassenden Wandel, der mit dem Vordringen kapitalistischer Beziehungen und des Liberalismus in das dörfliche Leben einherging, mehrere bisher getrennte historisch-politologische Forschungsfelder verbunden werden. Dabei handelt es sich erstens um die politische Kultur und das Parteienwesen, zweitens um Agrarismus und Nationalismus als bestimmende Ideen der Epoche und drittens um das Genossenschaftswesen, das sich als wirksames Instrument für den gemeinsamen Absatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse im Marktkapitalismus erwies.

Diese mit Ausnahme des Genossenschaftswesens bereits gut erforschten Themen werden durch eine politologische Untersuchung des „Innenlebens“ der Parteien sowie durch Ausführungen zur sozialen Zusammensetzung, geografischen Verteilung und ideologischen Profilierung der agrarischen Vereinigungen und Parteien bereichert. Die Autor:innen verstehen die politische Partei nicht als elitäre Gruppe, die sich um ein Sekretariat, ein zentrales Presseorgan und über Versammlungen organisiert, sondern umfassender als einen sich ständig verändernden sozioökonomischen und kulturellen Organismus, der in einem breiteren Zusammenhang zu betrachten ist. Diesen Kontext stellen sie über die Analyse der allmählichen Politisierung des ländlichen Raums durch Vereine und die anschließende Beteiligung der Mitglieder der Agrarparteien an der Machtbildung und der Gesetzgebung her, die sich insbesondere im böhmischen Landtag und im Abgeordnetenhaus des Reichstags abspielte. Der Untersuchung dieses hochkomplexen Prozesses gilt im Buch der größte Raum.

Dieser Hauptteil, in dessen Zentrum die 1896 gegründete Deutsche Agrarpartei in Böhmen steht – für die Autor:innen die Verkörperung der Agrarismus-Doktrin schlechthin –, beruht auf gründlichen prosopographischen Studien, einer Analyse der Tagespresse und der Memoirenliteratur. Auch soziologische und psychologische Fragen mussten bedacht werden, schließlich geht es hier um die Herausbildung einer agrarischen Identität, die nicht von den Charaktereigenschaften der Abgeordneten und ihren oft regional bedingten mentalen Einstellungen zu trennen ist. Zudem präsentiert der Band grundlegende Fakten zur Entwicklung des Vereins-, Verbands- und Parteiwesens im Agrarbereich, die bisher gefehlt haben. Darüber hinaus werden weitere, die Agrarbewegung flankierende Organisationen vorgestellt, wie die Deutsche Agrarbank für Österreich, der Zentralverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften Böhmens oder die Deutsche agrarische Druckerei.

Im Schlusskapitel aus der Feder von Kubů und Šouša erfolgt eine dichte Beschreibung der Agrarbewegung als prägender Bestandteil der politischen und geistigen Entwicklung der deutschen Gesellschaft in den böhmischen Ländern. Hier fehlen auch kritische Beobachtungen etwa zu innerparteilichen Kämpfen und der undurchsichtigen Finanzierung der Agrarpartei nicht. Diese Differenzierungen verwischen das eindeutige Bild, das wir in der Vergangenheit von der Agrarierbewegung hatten und machen die Komplexität und Widersprüchlichkeit ihres Alltags erkennbar. Dabei erlauben sie überraschende Erkenntnisse wie die von der Bedeutungslosigkeit der religiösen Frage für die Programmatik der deutschen Agrarbewegung oder die Feststellung, dass die Vertreter der Agrarpartei sich nicht

sonderlich für die sozialen Fragen der Zeit interessierten, sofern diese nicht unmittelbar mit der Verteidigung ihrer eigenen Interessen – etwa Haushaltsplänen oder Agrarsubventionen – zusammenhingen. Zudem lässt die Haltung der Agrarier zu den fatalen Verhandlungen um den tschechisch-deutschen Ausgleich vor dem Ersten Weltkrieg erkennen, dass diese die „nationale Freiheit“ zwar schätzten, ihnen die wirtschaftliche Unabhängigkeit aber weitaus wichtiger war. Auf die Frage, ob manche der deutschen Agrarier ein Bewusstsein für die Tragweite der Ereignisse hatten, die im Juli 1913 zum Zusammenbruch der Landesfinanzen und der Auflösung der böhmischen Landesverwaltung führten, geht das Buch nicht ein.

Das Werk des Teams um Kubů, Šouša und Štolleová liefert nicht nur einen substantiellen Beitrag zur Forschungsdiskussion über die deutsche Agrarbewegung in Böhmen, sondern auch eine unverzichtbare Faktengrundlage für künftige Forschung. Kleinliche Kritik ist daher fehl am Platz. Auf einzelne unterbelichtete Aspekte sei an dieser Stelle aber doch hingewiesen: So lesen wir nichts über die Haltung der deutschen Agrarier zum Kriegsleistungsgesetz von Ende 1912, das dem militärbürokratischen Apparat nach Kriegsausbruch nahezu unbegrenzte Befugnisse zur Ausbeutung des ländlichen Raumes an die Hand gab – mit dramatischen Auswirkungen auf die Ernährungslage und den entsprechenden Folgen für die Loyalität der Bevölkerung gegenüber dem Staat. Auch eine Analyse des Verhältnisses der deutschen Bauernschaft zu den Kriegsanleihen, die während des Ersten Weltkriegs in insgesamt acht Staffeln ausgegeben wurden, wäre vermutlich ergiebig gewesen – und zwar gerade unter Betrachtung der Frage, was diese über den Grad der Identifikation mit dem Staat aussagen.² Schließlich können Kriegsanleihen als Wette auf die Zukunft gesehen werden – die Frustration der loyalen deutschen Bevölkerung nach dem Krieg war eine logische Folge ihrer unerfüllten Erwartungen.

Eine Figur, die die Entstehung, die Dominanz und den raschen Niedergang der deutschen Agrarbewegung in Böhmen gewissermaßen verkörperte, war der Gutsbesitzer, Politiker und Abgeordnete Franz Křepek (geb. 1855 in Nieder Nösel/Dolní Nezly, verunglückt 1936 bei Röhrsdorf/Svor). Křepek hatte seine politische Heimat im politischen Spektrum Böhmens und Cisleithaniens lange gesucht, mehrere Parteien und parlamentarische Klubs durchlaufen, und als er sie in der Deutschen Agrarpartei in Böhmen endlich gefunden hatte, brach mit dem Ende des Ersten Weltkriegs seine Welt zusammen. In der Tschechoslowakischen Republik fand er seinen Platz im Bund der Landwirte (BdL); er war Mitglied der Nationalversammlung, Bürgermeister von Leitmeritz/Litoměřice und mit Präsident T. G. Masaryk befreun-

² Eine Übersicht über die Höhe der Kriegsanleihen liegt bisher nur für einige deutsch- und einige tschechischsprachige Städte vor, während solche Daten, die den Grad der Loyalität quantitativ ausdrücken können, für den ländlichen Bereich fehlen. Vgl.: *Jilemnická*, Jana: Každodenní život německého obyvatelstva v Liberci za 1. světové války [Der Alltag der deutschen Bevölkerung in Liberec im Ersten Weltkrieg], Diplomarbeit an der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität Brunn, 2006, URL: <https://is.muni.cz/th/lcym8/textprace.pdf> (letzter Zugriff 11.04.2025); *Koubová*, Lenka: Zásobování města Písku za první světové války [Die Versorgung der Stadt Písek im Ersten Weltkrieg], Diplomarbeit an der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität Brunn, 2006, URL: https://is.muni.cz/th/okug8/Diplomova_prace_MU.pdf (letzter Zugriff 11.04.2025).

det. Höchstwahrscheinlich wurde er von seinen radikalisierten Landsleuten auf einer einsamen Jagd bei der Burgruine Milštejn mit seiner eigenen Waffe getötet, weil er den BdL nicht unter Henleins Flagge bringen wollte. Die deutschen Bauern, nicht nur in Böhmen, verloren damit ihren Doyen, ihren zuverlässigen politischen Repräsentanten und schließlich auch ihre Zukunft.

Prag

Milan Hlavačka

Petráček, Tomáš: Für Wissenschaft, Orden und Kirche in Zeiten der Modernismuskrise. Leben und Werk von Vincent Zapletal OP.

Walter de Gruyter, Berlin, Boston 2023, 310 S., ISBN 978-3-11-074602-0.

Bei dem angezeigten Band handelt es sich um ein eindrückliches biografisches und prosopografisches Werk – mit über 1000 Fussnoten. Im Zentrum der Ausführungen steht mit dem 1883 (im Alter von 16 Jahren!) in den Dominikanerorden eingetretenen Vincent Zapletal (1867-1938), ein katholischer Bibelwissenschaftler und Exeget. Dieser war durchwegs pflicht- und selbstbewusst sowie charakterstark. Das historische Urteil über Zapletal fällt in Tomáš Petráček's Œuvre klar positiv aus. An vielen Stellen werden etwa Positionen seiner historischen Gegner argumentativ angegangen und in ein kritisches, Zapletal dadurch gewogenes Licht gerückt. Der Dominikaner war eine interessante und anregende Gestalt – was auch die eindrücklichen Fotografien des jugendlichen Ordensmannes (S. 302) zeigen – inmitten einer konfliktreichen (Universitäts-)Geschichte, die der Autor über weite Strecken aus wuchtigen Briefbeständen nachzeichnet. Dabei arbeitet Petráček nah an den Quellen und lässt diese ausführlich und oft für sich sprechen.

Der aus Mähren stammende Zapletal wurde in Vilémov u Litovle, in der Nähe von Olmütz/Olomouc geboren. Trotz „kirchlichen Aufstiegskanals“ (Studium in Wien und Jerusalem), ausgeprägter Mobilität (Reisen führten ihn auch nach Athen und Konstantinopel) sowie einer für ihn bedeutenden Wahlheimat, nämlich Freiburg im Uechtland (vgl. nur S. 260 f.), hat er die Bezüge zu Mähren, Prag und Wien nie aufgegeben.

Bereits Zapletals junge Jahre sind mit dem Aufbau der Universität Fribourg unter dem Freiburger Staatsrat und Universitätsgründer George Python verbunden. Mit nur 26 Jahren wurde er Professor an der gerade gegründeten Theologischen Fakultät in der Westschweiz. „Exegese, biblische Archäologie und Hermeneutik“ fungierten als Zapletals Aufgabengebiete, was ihn sogleich mitten in die so genannte Modernismuskrise und ihre rabiaten Gefechte (z.B. zu Fragen der Inspiration biblischer Texte sowie zur so genannten Textkritik) führte. An vielen Punkten seines Lebens hat der Dominikaner eine Rückkehr in die Heimat angestrebt und gewünscht. Im Jahr 1925 schmiedete Zapletal den Plan, an die Universität Prag zu wechseln. Es kam anders (S. 428). Gestorben ist der Ordensmann 1938 in Wien. Den „Anschluss“ und die Machtübernahme Hitlers hat er, der den Nationalsozialismus offen kritisierte (S. 258), nicht mehr erlebt.

Zweimal war Zapletal Dekan der Theologischen Fakultät in Freiburg im Uechtland. In den turbulenten Jahren 1910-1911 hatte er das Amt des Rektors der 1889

gegründeten katholischen Universität inne. Wie es der Titel des Buches sagt, erlitt der Jünger Dominikus' die stürmischen Zeiten („Kriegszeiten“) des so genannten Modernismus bzw. Antimodernismus am eigenen Leibe. Die innerkirchlichen ideologischen Auseinandersetzungen im Pontifikat von Pius X., die sich auch in seinem Orden abspielten, waren bedrückend. Mit Härte und Kälte wurde insbesondere jenen begegnet, die Schritte „in die Zukunft“ wagten – selbst wenn sie dies, wie Zapletal, behutsam und sorgfältig taten. Gut organisierte „Unglückspropheten“ auf allen Ebenen stellten sich diesen Vertretern des Fortschritts entgegen (S. 37).

Das Buch geht in stringenter Weise biografisch-chronologisch vor, der Sprachfluss ist angenehm. Immer kann sich der Leser bzw. die Leserin gut orientieren, denn der biografische Stoff ist wohlproportioniert. Im Resümee hält Petráček fest, dass Zapletal eine tiefe Bindung an den Dominikanerorden zu attestieren sei. Zapletal stemmte sich gegen einen liberalen Kapitalismus sowie er sich als bilingualer bzw. mehrsprachiger Ordensmann und Wissenschaftler gegen einen kruden Nationalismus stellte (S. 223).

Der langjährige Ordensmagister Hyacinthe-Marie Cormier hat Zapletal an vielen Punkten gefördert, ihn aber auch mit Aufgaben betraut, welche ihn von der „gefährlichen“ wissenschaftlichen Arbeit fernhielten. Die sehr positive Zeichnung Cormiers, einer Art Vaterfigur für Zapletal, teile ich nur zum Teil. Den Herz-Jesu-Priestern als junge Kongregation gegenüber zeigte der Generalmagister in der Zeit als Konsultor des Heiligen Offiziums durchaus markante Schlagseiten.

Um die vorletzte Jahrhundertwende herrschte an der neu gegründeten Universität Freiburg/Fribourg eine wissenschaftliche Aufbruchsstimmung, die von Frankreich ausging (z. B. „Sillonismus“) und innerkatholisch auf restaurative Gegenwehr stieß. So sollte der „progressive“ Zapletal nach seiner Rektoratszeit von der Universität entfernt werden. Das Ansinnen unter anderem von Kaspar Decurtins scheiterte (nicht Descurtins, S. 157; dessen Bündner Heimatort Truns ist zudem keine Stadt, S. 21). Trotzdem zogen sich die katholischen Exegeten immer mehr in den Untergrund zurück. Petráček spricht von „Rückzug in die innere Emigration“. Es ist sicher nicht falsch, Zapletal als biblischen und literarischen „Modernisten“ zu sehen, wenn man an seine biblischen Romane (zu Deborah und Samson oder David) denkt. Zapletal hat als „deutscher Lagrange“ (S. 284) große Verdienste erbracht, war aber zeitgleich Teil eines tschechischen Intellektuellen-Netzwerks, zu dem u. a. Alois Musil und Jaroslav Sedláček gehörten. Gut zeichnet Petráček, der sich immer wieder auf Werk-Rezensionen bezieht, die Beziehung zwischen Marie-Joseph Lagrange und Zapletal nach. Bedeutsam aber bleibt zuvorderst das Wirken des mährischen Dominikaners für die Universität Fribourg, die Stadt Fribourg und das dortige internationale Konvikt Albertinum, welches Zapletal von 1906-1918 in turbulenten Jahren als Vikar leitete.

So ist das vorliegende Buch zugleich eine Biografie, ein Beitrag zur Universitäts- und Stadtgeschichte Fribourgs und nicht zuletzt zu einer transnationalen Geschichte katholischer Intellektueller in einer eminenten Krisenzeit. Uns liegt ein gut gelungenes, sorgfältig strukturiertes und informatives Werk vor. Wenngleich einige Passagen hinterfragt werden müssten (z. B. wird Zapletals „Antifeminismus“ auf S. 263 wohl nur zum Teil entschärft; auf S. 269 wäre es besser, nicht vom „Werk der Vorsehung“

zu sprechen) und noch eine letzte penible Überarbeitung dem Werk formal gutgetan hätte (z.B. S. 214, „Rampolla“ statt „Rampolli“, oder S. 275, wo Bischof Geremia Bonomelli fälschlicherweise zum Kardinal gemacht wird), so ist dem Buch doch eine weite Verbreitung zu wünschen und dem Autor zu gratulieren. Diese Geschichte ist unbedingt erinnerungswürdig! Wie die Liste der Sekundärliteratur zeigt, ist Tomáš Petráček ein Kenner nicht nur P. Zapletals OP, sondern auch P. Lagranges OP (S. 299). Wir sind letztlich alle Teil größerer Zusammenhänge und Netzwerke – durch die Geschichte hindurch, obgleich die Exegese in der heutigen Theologie und Wissenschaftswelt nicht mehr den gleichen Rang einnimmt oder sich, anders ausgedrückt, nicht im Wetterwinkel theologischer Reflexion befindet.

Luzern

David Neuhold

Vrba, Jakub (Hg.): Karel Kreibich, Těsný domov – širý svět a jiné texty [Karel Kreibich, Enge Heimat – weite Welt und andere Texte].

Masarykův ústav a Archiv AV ČR, Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2023, 488 S. (Ego. Paměti, deníky, korespondence 34), ISBN 978-80-88304-89-0 (MÚA), 978-80-7422-913-8 (NLN).

Unter dem Titel „Těsný domov - širý svět“ (Enge Heimat – weite Welt) wurden 1968 die Lebenserinnerungen des zwei Jahre zuvor verstorbenen deutschen Kommunisten in der Tschechoslowakei Karl (Karel) Kreibich veröffentlicht. Im Leben Kreibichs spiegelt sich die dramatische und wechselvolle Geschichte der böhmischen Länder im 20. Jahrhundert. Vielleicht noch mehr als das: Konfrontiert mit den politischen Entwicklungen seiner Zeit traf Kreibich Entscheidungen, die seinen Weg zu einem ganz besonderen machten. Der Kommunist Kreibich kehrte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aus dem britischen Exil zurück in die Tschechoslowakei. Unter dem Eindruck des Stalinismus wandte er sich jedoch vom Regime ab und kritisierte dieses später deutlich.

Es ist das große Verdienst des Prager Historikers Jakub Vrba, dass die Erinnerungen Kreibichs nun in einer bearbeiteten Fassung wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Er hat die Erinnerungen darüber hinaus um Briefe Kreibichs, Artikel, weitere Texte und Fotos ergänzt. Die vorliegende Publikation bietet somit erstmalig eine zusammenhängende Darstellung zu Karl Kreibich, der sicherlich als eine der wichtigsten und interessantesten politischen Persönlichkeiten der tschechoslowakischen Geschichte und insbesondere der Zwischenkriegszeit gelten kann.

Der Edition hat Vrba eine zusammenfassende biografische Darstellung Kreibichs vorangestellt. Dieser wurde 1883 im nordböhmischen Zwickau/Cvikov geboren, einer jener Städte, die im Zuge der Industrialisierung stark gewachsen waren. Die Lebensumstände in diesen Städten waren alles andere als gut, wovon zeugt, dass alle Geschwister Kreibichs noch als Säuglinge verstarben. Der Familie gelang ein gewisser sozialer Aufstieg aus ärmlichen Verhältnissen, was Kreibichs weiteren Werdegang befördern sollte. Dass die Eltern der Sozialdemokratie angehörten, sollte dazu führen, dass auch ihr Sohn Anschluss an die Arbeiterbewegung fand. Während seiner Schulzeit verbrachte Kreibich ein Jahr im tschechischen Nymburk. Die dort er-

worbenen Sprachkenntnisse sollten ihm in seinem weiteren Leben außerordentlich dienlich sein. Nach der Schule besuchte er die Handelsakademie in Aussig/Ústí nad Labem und machte hier 1902 sein Abitur. Eine erste Anstellung fand er in einer Bank in Gablonz/Jablonec, wechselte dann aber zur dortigen Krankenkasse. Dies bedeutete einen direkten Anschluss an die sozialdemokratische Bewegung, die damals die Krankenkassen dominierte. Später wurde Kreibich Redakteur der sozialdemokratischen Tageszeitung Freiheit in Teplitz/Teplice. 1906 zog es ihn in gleicher Funktion nach Reichenberg/Liberec, wo er für den Freigeist schrieb und sich in der sozialdemokratischen Jugendorganisation engagierte.

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs protestierte Kreibich mit anderen Reichenberger Sozialdemokraten gegen die österreichische Kriegspolitik, wurde eingezogen und kam als Soldat an die italienische Front. Nach dem Krieg wandte er sich unter dem Eindruck der Revolution in Russland und der sozialen Frage in der jungen Tschechoslowakischen Republik dem Kommunismus zu. Er beteiligte sich zunächst führend an der Gründung der sogenannten Reichenberger Linken, einer deutschen Gruppierung, die 1921 in der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KSČ) aufging. In den Folgejahren verlor er jedoch zusehends an politischer Bedeutung, geriet in die Wirren innerparteilicher Konflikte, bei denen es vor allem auch um die Rolle der Komintern ging. Vom Ende der 1920er Jahre bis 1933 lebte Kreibich in Moskau, die Sowjetunion verließ er genau in dem Augenblick, in dem die ersten stalinistischen Schauprozesse begannen. Nach seiner Rückkehr in die Tschechoslowakei arbeitete er wieder als Redakteur. 1935 zog er für die KSČ in den Tschechoslowakischen Senat ein. 1938 gelang Kreibich die Emigration nach Großbritannien. Hier war er das einzige deutsche Mitglied im sogenannten Staatsrat, dem tschechoslowakischen Exil-Parlament.

Bereits im Mai 1945 kehrte Kreibich in die Tschechoslowakei zurück und war wieder journalistisch tätig. Die Machtübernahme der Kommunisten im Februar 1948 bewertete er positiv. Er wurde zum Botschafter der Tschechoslowakei in Moskau ernannt, von dieser Position aber bereits 1952 wieder abberufen, da seine zweite Frau aus Sicht der Partei zu enge Kontakte zu Israel unterhielt. Gegen die zu dieser Zeit einsetzenden Schauprozesse protestierte er ab Mitte der 1950er Jahre mit zahlreichen Briefen an die Parteiführung. Dass er vergleichbare Prozesse in den 1930er Jahren nicht kritisiert hatte, zeugt von der politischen Entwicklung, die Kreibich vollzogen hat.

Den hier skizzierten Lebenslauf hat Vrba in seiner Einführung umfassend kontextualisiert. Er verdeutlicht den politischen Weg, der Kreibich von der österreichisch-ungarischen Sozialdemokratie über die Gründung der Kommunistischen Partei bis in die Tschechoslowakei der 1960er Jahren führte. Vrba argumentiert, am Werdegang Karl Kreibichs lasse sich auch die Entstehungsgeschichte des Kommunismus in der Tschechoslowakischen Republik nachvollziehen. Dass sein Leben tatsächlich über dieses Potenzial verfügt, wird deutlich bei der Lektüre der Erinnerungen Kreibichs, die mit ihren knapp 260 Seiten den Hauptteil des Buches ausmachen. Hier schildert Kreibich nicht allein seine eigene Geschichte und die seiner Familie, sondern erklärt ausführlich die politischen Entwicklungen innerhalb der Arbeiterbewegung in den böhmischen Ländern. Dabei geht er auf Themen ein, die

in der aktuellen wissenschaftlichen Literatur kaum mehr berücksichtigt werden. So beschreibt er etwa die Wirkung der Revolution in Russland von 1905 auf die Politik in Österreich-Ungarn.

Bedauerlicherweise brechen die Erinnerungen zu Beginn der 1920er Jahre ab. Umso wertvoller sind die Texte, mit denen Vrba die Erinnerungen ergänzt hat. Darunter finden sich drei Beiträge Kreibichs aus der ersten deutschen Zeitschrift der Nachkriegs-tschechoslowakei, „Aufbau und Frieden“, und zu seinem Exil in Großbritannien. Das Buch enthält darüber hinaus Briefe Kreibichs an seine Familie, wobei einige aus dem Ersten Weltkrieg, andere aus späteren Jahren stammen, vor allem von seinen längeren Aufenthalten in Moskau.

Vrba legt in seinem Buch einen starken Akzent auf die Wandlung Kreibichs vom Gründungsmitglied der KSČ zu einem Kritiker des kommunistischen Regimes. Dieser Prozess wird durch den Abdruck von Abhandlungen zum antisemitischen Charakter der Schauprozesse der 1950er Jahre sowie von Protestbriefen Kreibichs an die Parteiführung belegt. Sehr aufschlussreich sind auch die Gutachten verschiedener kommunistischer Autoritäten zu Kreibichs Memoiren, die Vrba in den Band aufgenommen hat. Diese fielen größtenteils sehr kritisch aus, was der Grund dafür sein mag, dass die Memoiren nicht bereits Ende der 1950er Jahre erschienen, sondern erst 1968 und somit postum.

Mit der Publikation und insbesondere mit der Auswahl von Erinnerungen und ergänzenden Texten ist Vrba ein wichtiger Beitrag zu Karl Kreibichs wechselvollem Leben gelungen. Die Darstellung der Biografie ist ausgewogen, die Edition sorgfältig erstellt, die abgedruckten Schriften werden von der gebotenen Quellenkritik begleitet. Daher wäre es wirklich wünschenswert, diesen Band auch in einer deutschen Fassung zu veröffentlichen.

Prag

Thomas Oellermann

Nerad, Hubert: Erinnerungen eines unpolitischen Wanderers. Hg. von Hans-Hubert Nerad.

n+p Werbeagentur. München 2022, 348 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-00-071917-2.

Da bisher keine Autobiografie eines hochgestellten Funktionärs des Deutschen Kulturverbandes in Prag vorliegt, wecken die 2022 publizierten Erinnerungen von Hubert Nerad große Erwartungen. Nerad ist nicht nur als „Heimatchdichter der Iglauer Sprachinsel“ bekannt, sondern auch als langjähriger Sekretär des Deutschen Kulturverbandes in Prag. Sein Enkel hat Tagebucheinträge und nach 1945 verfasste Erinnerungen Nerads in einem Band zusammengestellt und verspricht im Vorwort einen persönlichen Blick auf das „Zusammenleben der Völker in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und die Auswirkungen des aufkommenden Nationalbewusstseins auf das Zusammenleben von Deutschen und Tschechen“ (S. 5). Die Verbindung von pädagogischer Praxis und nationalem Engagement in einer Person eröffnet eine fundierte Perspektive auf die Schulpolitik der Ersten Tschechoslowakischen Republik sowie auf die Rolle eines bedeutenden, heute jedoch weitgehend in Vergessenheit geratenen Verbandes.

Nerad (geb. 1889), der überwiegend tschechische Vorfahren hatte, wuchs als Kind des deutschen Schulleiters von Bergersdorf (Kamenná) bei Iglau (Jihlava) und später in Deutsch-Gießhübel (Německá Vyskytná) auf und machte früh prägende Erfahrungen mit den starren Hierarchien auf dem Dorf und dem autoritären Schulsystem, in dem die Kinder gewaltsam diszipliniert wurden. Von Ohrfeigen, stundenlangem Knien oder „Patzerln“ – Stockschlägen auf die flache Hand – blieb er auch zu Hause nicht verschont. Eindringlich schildert Nerad die vollständige Unterwerfung des Menschen durch das Schulsystem: „Österreich besteht aus zwei Teilen. Einer prüft und der andere wird geprüft“ (S. 103). Machtmissbrauch, Strafen und Verbote bestimmten auch seine Gymnasialzeit in Iglau, er schreibt: „Die Professoren waren nichts anderes als Peiniger, Diener eines Systems, das der Jugend den Weg zur Freiheit mit Gewalt sperrt“ (S. 142).

Vom Vater beeinflusst, Lehrer zu werden, studierte Nerad in Brünn, wo er die Welt der Kultur und den deutschnationalen Junglehrerverband für sich entdeckte. Eine Mitgliedschaft in einem Verein war Studierenden untersagt. Über dieses Verbot setzte sich Nerad aus der Überzeugung hinweg, „dass man sich mit seinem Vorgesetzten schlagen darf, wenn es um die gute Sache geht“ (S. 158). Doch schon in der Studienzeit bekam seine deutschnationale Gesinnung Risse. Als er dann die erste Lehrerstelle in Stannern (Stonařov) antrat, wurde die Konfrontation zwischen der individuellen Freiheit und der Staatsmacht zu einem Teil seines Alltags.

Die Versetzung an die Fabriksschule in Helenenthal (Helenín) brachte Nerad näher an das Stadtleben, er wandte sich der Volksbildung im deutsch-agrarischen Jugendbund zu und lernte den Historiker Anton Altrichter kennen, dessen Sorgen um die bedrohte deutsche Sprachinsel er sich zu eigen machte. Er bereiste die Sprachinsel und begann, seine Geschichten im Dialekt zu schreiben. Eine weitere Versetzung brachte ihn an die deutsche Schule in Trebitsch (Třebíč), die letzte Stelle als Lehrer dann ins tschechischsprachige Groß Meseritsch (Velké Meziříčí). Hier wie dort nahm er eine gewisse Distanz zum deutschen Bürgertum ein, fühlte sich, der eigenen Aussage zufolge, mehr vom „Proletariat angezogen als der Oberklasse“ (S. 224) und auch den Kampf um die Erhaltung der deutschen Schulen sah er teilweise mit kritischen Augen.

Während des Ersten Weltkrieges musste Nerad einrücken, gab den Lehrerberuf auf und widmete sich der Invalidenfürsorge in Leitmeritz (Litoměřice). Die Folgen des Zusammenbruchs der Habsburgermonarchie und der Gründung der Tschechoslowakischen Republik bekam er am eigenen Leib zu spüren: Als Lehrer wurde er arbeitslos. Über eine Stellenanzeige kam er zum Deutschen Kulturverband, er bereiste Sprachinseldörfer und beschäftigte sich mit der behördlich verfügten Auflösung deutscher Schulen. Die Schulpolitik des tschechoslowakischen Staates verurteilte er als Bereicherung auf Kosten der Anderen, sprach sogar von „Schulraub“ (S. 271). In einem Bericht über die Iglauer Sprachinsel, den er nach 1918 anfertigte, listete er nicht nur ihre 70 Orte auf, sondern hielt auch fest, wie deren Bewohner die „nationale Lage“ wahrnahmen. So berichtete er von Beispielen des nationalen Opportunismus, wie einem tschechischen Lehrer aus Deutsch-Neuhof (Nové Dvory), der zwischen der deutschen und der tschechischen Schule wechselte. Sein persönlicher Einsatz für das deutsche Schulwesen der Iglauer Sprachinsel wurde ihm

jedenfalls angesichts des Zweiten Weltkrieges und der Vertreibung der Deutschen zu einer bitteren Erinnerung: „Was aus der Schule [in Pattersdorf, M.Z.] geworden ist? Ich hoffe, daß sie eingestürzt ist!“ (S. 75).

In der Ersten Tschechoslowakischen Republik wuchs der Deutsche Kulturverband dynamisch. Nerad, der sich bis dahin als Wanderlehrer des Vereins betätigt hatte, wurde 1929 zum Werbeleiter des Kulturverbandes und dort zum engen Vertrauten des Verbandsobmanns Rudolf Funke. In Funke, mit dem Nerad sympathisierte und dessen Bedeutung für den Kulturverband ihm zufolge nie angemessen gewürdigt wurde, sah er nicht nur eine schützende Hand, sondern auch ein potentielles Gegengewicht zu Konrad Henleins „Sudetendeutscher Bewegung“ (S. 293). Innerhalb des Kulturverbandes, zu dessen Hauptleitung unter anderem der „eiserne Rektor“ der Prager Universität August Naegle gehörte, geriet Funkes Führung zunehmend in die Kritik. Es hieß, der Verband sei zu demokratisch und verstoße gegen den „Arierparagraf“.

Nerad wurde immer mehr zum Ziel der Kritik radikaler Kreise, die im Zuge ihrer Kampagne für die sudetendeutsche Volksgemeinschaft eine einheitliche Führung aller deutscher nationaler Vereine in der ČSR anstrebten. Diese lehnte der neue Verbandsobmann August Gessner zwar ab, doch gelangten durch Wahlmanipulationen bereits 1935 zwei Henlein-Leute in die Verbandsleitung: Karl Hermann Frank und Justin Greger, wobei der Letztere Nerads guter Freund wurde. Dass Nerad in zweiter Ehe mit einer jüdischen Frau verheiratet war, verstärkte seine Angreifbarkeit. Er trat von seinem Amt als Sekretär zurück, als der Verband 1937 endgültig von den Henlein-Leuten übernommen wurde. Nerad, der Arbeit im Institut für deutsche Volksbildung in der ČSR fand, bezog schließlich eine loyale Position gegenüber der Tschechoslowakei. Er führte Verhandlungen mit tschechischen Politikern, erinnert sich an Edvard Beneš als unzugänglichen Politiker, der alle Probleme für bereits gelöst hielt und – im Unterschied dazu – an Kamil Krofta als Ansprechpartner, der sich ernsthaft und mutig um die deutsch-tschechischen Beziehungen in der ČSR kümmerte.

Die Zeit um 1938 beschreibt Nerad als Psychose, das Münchener Abkommen charakterisiert er als Verbrechen. Vorerst blieb er in Prag, doch wusste er, dass er auf der schwarzen Liste der Nationalsozialisten stand. Der Einmarsch der Wehrmacht im März 1939 zwang ihn zu einer sofortigen Flucht nach Dänemark, wo seine Frau Verwandte hatte. Dort verbrachte er die Kriegszeit, und dort starb er 1952. Hier erreichten ihn die Nachrichten über die Gräueltaten, die während des Krieges verübt worden waren, sowie über den Tod der Familie seiner Schwester in der verlorenen Heimat.

Die Summe seiner Erfahrungen hat ihm den Patriotismus, dem er als junger Mann anhing, unbegreiflich gemacht: „jetzt bin ich Weltbürger und pfeife auf alle Vaterländer“ (S. 341). Am Ende seines Lebens erschien ihm nicht nur die nationale Schularbeit als sinnlos, auch Staatsgrenzen hielt er für überflüssig. So gelangt er abschließend zu dem Plädoyer, die Macht des Staates und des Wissens nicht zu überschätzen und zu der Überzeugung, Patriotismus sei ein Produkt des Lehrplans (S. 343). Er wünscht sich die Entstehung der Vereinigten Staaten Europas.

Die Erinnerungen von Hubert Nerad sind eine fesselnde und gut geschriebene Lektüre. Der Text ist voller (wohl teils erfundener) Geschichten, gespickt mit span-

nenden wie absurden Dialogen. Er liefert nicht nur viele interessante Details zur Iglauer deutschen Sprachinsel, sondern bildet auch eine vorzügliche Quelle für die Forschung zur Nationalitätenpolitik der ČSR. Nerad rechnet kritisch mit sich selbst und mit der Zeit ab, die ihn geprägt hat. Er spricht offen über moralische Dilemmata, persönliche Motivationen, menschliches Versagen, Opportunismus und seine Position zwischen den Lagern, die manche aktive Nationalisten seiner Generation ex post wohl eher zu vertuschen versuchten. Aus der Position des Akteurs schildert er die internen Entwicklungen und Konflikte im Vorfeld der Gleichschaltung des Deutschen Kulturverbandes und leistet eine kritische Auseinandersetzung mit dem damaligen Vereinsnarrativ.

Die Publikation leidet etwas an der mangelhaften Redaktion der Fachbegriffe und der Personen- und Ortsnamen, in denen es viele Fehler gibt. Doch es gilt noch ein großes Plus hervorzuheben – und das ist die Sprache Nerads. In ihr mischen sich das Deutsche und das Tschechische und es finden sich viele mittlerweile in Vergessenheit geratene Ausdrücke.

České Budějovice

Mikuláš Zvánovec

Kořínek, Pavel/Šantora, Roman (Hgg.): Rychlé šípy. Původní kresby a scénáře Jaroslava Foglara, Jana Fischera a Marko Čermáka [Schnelle Pfeile. Originalzeichnungen und -drehbücher von Jaroslav Foglar, Jan Fischer und Marko Čermák].

Albatros, Praha 2024, 240 S., zahlr. Abb., ISBN 978-80-00-07566-2.

Am 17. Dezember 1938 erschien auf der letzten Seite der Jugendzeitschrift *Mladý hlasatel* (Der junge Sprecher) das erste Comic-Abenteuer des später legendären Jungenklubs *Rychlé šípy* (Die schnellen Pfeile). Damals konnten dessen Schöpfer – der Schriftsteller und Redakteur Jaroslav Foglar (1907-1999) und der Zeichner Jan Fischer (1907-1960) – nicht ahnen, dass sie ein Kultphänomen ins Leben gerufen hatten, das Generationen von Leser:innen begeistern und seine Strahlkraft bis ins 21. Jahrhundert bewahren würde.

Zum 85. Jubiläum des Comicdebüts hat der Literaturwissenschaftler und Comicforscher Pavel Kořínek unter Mitwirkung von Roman Šantora eine editorisch anspruchsvolle Ausgabe mit Originaldrehbüchern und zeichnerischem Material aus dem Nachlass Jaroslav Foglars vorgelegt. Damit erhalten Leser:innen erstmals direkten Einblick in die Entstehung dieses ikonischen Comics.

Kořínek unterteilt die Edition in drei Abschnitte, die den Zeiträumen entsprechen, in denen der Comic unter den unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen erscheinen konnte. Die ersten beiden Abschnitte (1938-1941, 1946-1948) sind eng mit dem Zeichner Jan Fischer verbunden. Die dritte Phase (1970-1971) dokumentiert die Arbeit von Marko Čermák (geb. 1940), der nach dem Tod Fischers die zeichnerische Gestaltung der Serie zu Beginn der 1970er Jahre übernahm.

Den inhaltlichen Kern der einzelnen Teile bilden überwiegend bislang unveröffentlichte maschinenschriftliche Drehbücher, die von druckfertigen grafischen Umsetzungen begleitet werden. Zudem wird interessantes Material zugänglich ge-

macht, darunter von Jaroslav Foglar angefertigte Skizzen einzelner Szenen sowie zusätzliche instruktive Hinweise für die Illustratoren.

Die drei Hauptabschnitte werden durch einen Teil ergänzt, in dem Kořínek die medialen Transformationsprozesse der Rychlé šípy-Erzählungen analysiert und Foglars Fähigkeit zur Adaption seines Stoffes für verschiedene Formate herausarbeitet. Ein abschließendes Kapitel widmet sich vertiefend den materiellen, ästhetischen und narrativen Bedingungen sowie dem historischen Kontext der Comic-entstehung

Foglar konzipierte seinen Comic zunächst als Einführung zur Gründung eines Leserkлубs, die er in Mladý hlasatel propagierte. Unerwartet jedoch gewannen die einfachen, vom Alltag junger Menschen inspirierten Geschichten rund um den fünfköpfigen Klub Rychlé šípy rasch an Popularität – ein Erfolg, der nicht zuletzt von Jan Fischers charakteristischem Zeichenstil und der innovativen Verwendung von Sprech- und Gedankenblasen befördert wurde. Das war damals ganz neu im tschechischen Comic, in dem die Texte meist unter den Panels standen.

Ausgewählte Drehbücher und Vorlagen geben Einblick in Foglars Arbeitsweise, und das auch über die Entstehungsphasen der Comics hinaus. Foglars Herangehensweise war von bemerkenswerter Präzision geprägt: Er legte großen Wert auf die inhaltliche und visuelle Kohärenz der Erzählung – etwa auf die korrekte Abfolge der Jahreszeiten, auf kalendarische Übereinstimmungen in den dargestellten Szenen oder auf die konsistente Farbgebung von Kleidung und Frisuren der Hauptfiguren. Diese Detailgenauigkeit spiegelte sich auch in seinen Anweisungen an die Zeichner wider. Foglar skizzierte einzelne Innen- und Außenräume, die Anordnungen der Figuren auf dem einzelnen Bild oder spezifische Szenenlayouts sogar selbst, um seine Vorstellungen zu verdeutlichen. Besonders in seiner zweiten Schaffensperiode nach dem Zweiten Weltkrieg – diesmal auf den Seiten der Jugendzeitschrift Vpřed (Vorwärts) – griff er beim Schreiben der Drehbücher verstärkt auf solche visuellen Anweisungen zurück. Foglar sah sich als Alleinautor und den Zeichner als Ausführenden seiner Ideen – im Gegensatz zu heutigen Vorstellungen von der engen Kooperation zwischen Autor:innen und Zeichner:innen.

Die bemerkenswerte Kohärenz von Rychlé šípy – sowohl auf narrativer als auch auf visueller Ebene – bildet eine wichtige Grundlage für den dauerhaften Erfolg der Serie. Die Protagonisten bewegen sich in einer Welt, die in ihrer Alltagsnähe eine glaubwürdige Anbindung an die Lebensrealitäten der 1940er bzw. 1960er Jahre erlaubt. Die zivil geprägten Handlungsmuster – etwa eine Geschichte, die sich um das Umstellen eines Sofas entwickelt (S. 57) – erleichterten es den Leser:innen, sich mit den Erlebnissen des Klubs zu identifizieren.

Foglar, der bereits als etablierter Jugendbuchautor galt, als sein erster Comic erschien, verstand es, erzählerisch versiert zwischen spannungsgeladenen Abenteuern mit kriminalistischer Struktur und humorvoll-leichten Episoden zu wechseln, stets tief verankert in der Lebenswelt der Jugend. So stellte er seinen durchweg positiven Helden in Rychlé šípy ein Gegengewicht in Form des dreiköpfigen Gegenspieler-Klubs Bratrstvo kočičí pracky (Bruderschaft der Katzenpfote) zur Seite, was der Serie nicht nur zusätzliche erzählerische Dynamik, sondern auch eine komödiantische Komponente verlieh.

Charakteristisch für die Darstellung sind die zeitlos angelegten Figuren: Sie altern nicht und repräsentieren über Jahrzehnte hinweg dieselben moralischen Werte – ungeachtet der politischen Umbrüche, denen die Serie im Hintergrund ausgesetzt war. Es ist bemerkenswert, dass ein Comic, der Tugenden wie Ehrlichkeit oder den selbstverständlichen Schutz der Schwächeren nahezu dogmatisch ins Zentrum stellt, generationenübergreifend eine solche Faszination ausüben konnte.

Die wiederholten Verbote – 1941 durch die Protektoratsbehörden sowie 1948 und 1971 durch das kommunistische Regime – führten zu längeren Publikationspausen und zur zeitweisen Isolation Foglars als Autor. Dennoch entwickelte sich Rychlé šípy zu einem prägenden Modell einer eigenständigen tschechischen Comic-tradition: dem sogenannten „Klubcomic“. Dieses Genre stellt lose organisierte Jugendgruppen – zunächst ausschließlich aus Jungen, später auch aus Mädchen bestehend – ins Zentrum, die in ihrer unmittelbaren Umgebung gemeinsame Abenteuer erleben.¹

An dem von Kořínek und Šantora herausgegebenen Band lässt sich nur wenig kritisieren. Die Publikation dürfte insbesondere in der nach wie vor großen und aktiven Fangemeinde der Rychlé šípy auf breite Resonanz stoßen. Darüber hinaus überzeugt die Edition durch ihre aufwändige grafische Gestaltung und ermöglicht es auch Leser:innen ohne Vorkenntnisse, vollständig in das vielschichtige Universum der Rychlé šípy einzutauchen.

Abschließend seien zwei forschungsperspektivische Überlegungen angefügt, die sich aus der Lektüre ergeben. Zum einen wäre es lohnenswert, Rychlé šípy in einen vergleichenden Kontext mit der europäischen Comicproduktion ihrer Zeit zu stellen: Sind die zivile Themenwahl sowie die alltagsnahe Erzählweise tatsächlich singulär? Zum anderen stellt sich die Frage nach dem Einfluss gesellschaftlicher Rahmenbedingungen auf die Entstehung und Rezeption des Comics – insbesondere im Hinblick auf die nach 1918 einsetzende Demokratisierung der tschechoslowakischen Gesellschaft. Die republikanisch geprägte Moral, die auf gesellschaftlicher Solidarität fußte, scheint in ihrer Grundstruktur alle drei Produktionsphasen des Comics überdauert zu haben, ohne jemals wesentlich hinterfragt worden zu sein.

In dieser Hinsicht bietet Koříneks und Šantoras Edition nicht nur eine editorisch fundierte Aufarbeitung des Materials, sondern auch einen vielversprechenden Ausgangspunkt für eine erneute, kontextuell vertiefte Interpretation von Foglars Werk und seiner medialen Inszenierung.

Hostivice

Filip Bláha

¹ Vgl. Foret, Martin: Kluby mladých gentlemanů [Die Klubs der jungen Gentlemen]. In: Kořínek, Pavel/Prokůpek, Tomáš (Hgg.): Signály z neznáma. Český komiks 1922-2012 [Die Signale aus dem Unbekannten. Der tschechische Comic 1922-2012]. Řevnice 2012, 98-127.

Altman, Karel: Dědictví českého trampingu. Vybrané kapitoly z historie a každodennosti svérázného fenoménu [Das Erbe des tschechischen Tramping. Aus der Geschichte und dem Alltag eines eigenwilligen Phänomens].

Academia, Praha 2024, 580 S., ISBN 978-80-200-3496-0.

Beim „tramping“ – hier ins Deutsche als Tramping übertragen – handelt es sich um eine Subkultur, die ursprünglich von amerikanischen Abenteuerromanen und -filmen inspiriert wurde. Es entstand nach dem Ersten Weltkrieg und besteht bis heute. Zu diesem Phänomen ist in den letzten zehn Jahren eine ganze Reihe von Publikationen erschienen.¹ Dazu gehört auch das Buch von Karel Altman, der am Ethnologischen Institut der Tschechischen Akademie der Wissenschaften arbeitet und schon einige Studien zum Tramping vorgelegt hat.²

Im aktuellen Diskurs über dieses Phänomen lassen sich zwei zentrale, miteinander konkurrierende Narrative ausmachen: Ein traditionalistisches, das sich im Umfeld des Tramping entwickelt hat und dieses als unveränderliche Konstante begreift, wodurch es allerdings eher von Mythen geprägt ist, als von professionellen methodischen Entscheidungen.³ Daher steht es in Spannung zum zweiten Narrativ, das man als anthropologisch bezeichnen könnte, was auf einen Ausspruch von Michael Antony, dem Herausgeber der Trampzeitschrift Puchejř (Die Blase), zurückgeht. Antony schilderte seinen Eindruck von einer akademischen Konferenz zum Thema Tramping wie folgt: „Nachdem ich einem wissenschaftlichen Blick auf das Tramping begegnet war, fühlte ich mich wie ein Indianer bei der Begegnung mit Anthropologen“.⁴ Dies ist umso bemerkenswerter, als es sich bei vielen der Vortragenden um aktive Tramps handelte. Nicht jeder Tramp vertritt also das traditionalistische Narrativ.

Altman's Buch ist in zehn Kapitel unterteilt. Das erste bietet einen Überblick über die ethnologische Forschung zum Thema, das zweite beschreibt die Erscheinungsformen des Tramping, sowie die mentale und räumliche Welt, in der dieses stattfindet.

¹ Krško, Jan / Mareš, Jan / Pohunek, Jan / Randák, Jan / Špringl, Jan: Český tramping v časech formování a rozmachu [Das tschechische Tramping in den Zeiten der Formierung und des Aufschwungs]. Praha 2019; Randák, Jan / Krško, Jan / Mareš, Jan / Pohunek, Jan / Špringl, Jan: Putování za obzor. Tramping v české společnosti 1918-1989 [Über den Horizont wandeln. Tramping in der tschechischen Gesellschaft 1918-1989]. Praha 2020; Antony, Michael-Tony: Tramping. Dějiny, osobnosti, trampská píseň, osady, humor, pověsti, trampové ve filmu [Tramping. Geschichte, Persönlichkeiten, Lieder, Lagerstätten, Humor, Legenden, Tramps im Film]. Brno 2022.

² Unter anderem: Altman, Karel: Tramping jako životní styl [Tramping als Lebensstil]. In: Národopisná revue 33 (2022) 4, 293-306; ders.: Trampové kontra paďouři (K problematice konfliktního soužití relaxujících v krajině) [Tramps versus Paddies (Zur Frage der konfliktreichen Koexistenz von Erholungssuchenden in der Natur)]. In: Folia ethnographica 56 (2022) 2, 113-123.

³ vgl. dazu Randák, Jan: Variety trampských dějin [Die Vielfalt der Geschichte des Tramping]. In: Mayerová, Renata / Krško, Jan / Neřoldová, Lenka (Hgg.): Otázky z historie III. Subkultura trampingu ve světle vědeckého výzkumu [Fragen der Geschichte III. Die Tramping-Subkultur im Licht wissenschaftlicher Forschung]. Rakovník 2018, 13-40, hier 39.

⁴ Antony, Michael-Tony: Konference Subkultura trampingu ve světle vědeckého výzkumu [Die Konferenz Die Tramping-Subkultur im Licht wissenschaftlicher Forschung]. In: Puchejř XXIV (2017) 2, 16 f.

det. Diese und weitere Aspekte werden in Kapitel 4 bis 9 vertieft; das vorangehende dritte Kapitel widmet sich der Geschichte der Bewegung, der Schlussteil behandelt deren Entwicklung in den letzten 30 Jahren.

In Anbetracht der bereits vorliegenden Arbeiten halte ich diesen letzten Teil für den aufschlussreichsten. Hier skizziert Altman, wie sich die gesellschaftlichen Veränderungen nach 1989 auf das Tramping auswirkten, als das Interesse an diesem infolge der vielen neuen Möglichkeiten der Freizeitgestaltung merklich schwand. Allerdings bleibt offen, worauf Altmans Schlussfolgerungen beruhen, stützt er sich doch nicht auf Quellen oder nennt zumindest keine.

Quellenangaben bilden denn auch einen der Schwachpunkte des Buchs. Zwar enthält es Fußnoten, doch von einem systematisch angelegten wissenschaftlichen Apparat kann nicht die Rede sein. Manche der in den Anmerkungen genannten Quellen finden sich nicht im Quellenverzeichnis, darunter die Interviews mit Zeitzeugen. In den Ausführungen zur Methodik wird die Verwendung ethnologischer Ansätze wie der „teilnehmenden Beobachtung, Interviews mit Gewährsleuten und Umfragen“ (S. 59) angekündigt; wo und wie diese jedoch zum Einsatz kommen, ist nicht in Erfahrung zu bringen.

Den Quellenangaben nach stützt sich der Verfasser vor allem auf Material aus dem Tramping-Umfeld. Die Verwendung solcher Quellen ist völlig angemessen, wenn wir nach der Eigenwahrnehmung der Akteure, ihrem Erleben und ihrer Erfahrung fragen, hier ist Subjektivität ein Vorteil. Da der Verfasser dieses Material jedoch auch für die Faktografie heranzieht, reproduziert er viele Mythen. So wiederholt er die These, es habe eine groß angelegte Tramp-Widerstandsorganisation gegen den Nationalsozialismus unter der Leitung von Bob Hurikán gegeben (S. 144), ebenso wie die Behauptung, die Tramps hätten sowohl gegenüber der Protektors-Politik (S. 143) als auch gegenüber dem kommunistischen Regime (S. 170 f., 174) eine immanent oppositionelle Einstellung vertreten. Altman reiht sich damit in die Reihe der Autoren ein, die das traditionalistische Tramping-Narrativ vertreten. Weil das Tramping für ihn eine Konstante ist, wählt er nach Bedarf geeignete Beweise aus der gesamten Zeit aus, in der das Tramping existierte. Aber dieser Ansatz ist sehr irreführend.

In der Tat kann man der Tramping-Bewegung eine einheitliche Grundlage attestieren, nämlich den Wunsch, über eine enge Beziehung zu Natur und Landschaft und über naturnahe Praktiken persönliche Freiheit zu erfahren. Die damit verbundenen Vorstellungen entwickelten sich im Laufe der Zeit allerdings in unterschiedliche Richtungen, die bis heute parallel existieren. Folglich beantworten Akteure die Frage, was Tramping ist, sehr unterschiedlich: Für die einen heißt Tramping vor allem Wandern und Campen mit einfachster Ausrüstung im Militär-, Western- oder Buschjägerstil, andere ziehen indessen Hütten vor, verbinden ihren Aufenthalt im Freien mit sportlicher Betätigung. Dritte schätzen insbesondere das gemeinsame Singen von Tramping-Liedern. Bräuche und Rituale, die als Tramping-typisch gelten, gibt es in großer Zahl. Für manche Menschen ist Tramping ein Hobby, für andere nicht weniger als eine Lebensform.

Altman schreibt, Tramping sei eine Aktivität, die mit dem Gesetz in Konflikt stehe, weil Tramps ohne Genehmigung zelteten. Das trifft so nicht so, weil Tramps auch legal auf Privatgrundstücken campen, sich in Gasthöfen und anderen öffent-

lichen Sälen treffen. Das räumt der Autor sogar ein und gerät damit in einen der zahlreichen Widersprüche, die das Buch enthält. So schreibt er zum Beispiel an einer Stelle, dass Tramping „als Art der Gemeinschaftlichkeit vor allem bei der jungen Generation verbreitet“ sei (S. 63), konstatiert dann aber an anderer Stelle eine Dominanz „der mittleren Generation, die indes allmählich altert“ (S. 522). Einmal heißt es, im Sozialismus sei Tramping unpolitisch gewesen (S. 174), kurz darauf, dass die Bewunderung vieler Tramps für den Wilden Westen, „die sich [...] in der Zurschaustellung einer Reihe von Symbolen mit Bezug zur USA zeigte, ihren Sinn oft in einem Protest gegen die bestehende Macht hatte“ (S. 163). Und während wir zunächst lesen, die Tramps hätten sich in der sozialistischen Zeit vor den Förstern versteckt (S. 125 und 173), wird kurz darauf beiden Seiten ein konfliktloses Verhältnis bescheinigt (S. 178).

Neben zahlreichen Ungereimtheiten finden sich auch sachliche Fehler im Buch. So wird zum Beispiel behauptet, der Schriftsteller Géza Včelička sei nicht in den 1920er Jahren in der UdSSR gewesen (S. 121), sondern erst in den 1930er Jahren. Auf Seite 152 verwechselt Altman den Liedermacher Jarka Mottl (*1900) mit dem Publizisten Stanislav Mottl (*1952). Der Verfasser behauptet, während des Protektorats habe die Gestapo die Tramps verfolgt, die sie des Widerstands verdächtigt hätten (S. 125). Für eine systematische Verfolgung von Tramps gibt es aber keine Nachweise, und so liefert auch Altman keine. Die Aussage, Tramping habe während des Protektorats stagniert (S. 24), kann nicht unwidersprochen bleiben, denn die Analyse zeitgenössischer Quellen führt zu einem anderen Ergebnis, und zwar insbesondere für die Jahre 1939 bis 1942.⁵ Schließlich ist das Bild auf dem Umschlag irreführend: Es zeigt Mitglieder des 25. Trupps des Verbands der Pfadfinder der Tschechoslowakischen Republik (Svaz junáků-skautů Republiky československé), nicht Tramps. Die Liste ließe sich fortsetzen.

Von Anfang an hat die Vielfalt des Tramping zu Kontroversen in den eigenen Reihen geführt. Die Meinungsverschiedenheiten, die oft den Charakter ideologischer Kämpfe annahmen, gipfelten immer wieder darin, dass sich konkurrierende Gruppen gegenseitig aus der Gemeinschaft ausschlossen, trotz des ständig wiederholten Mantras von Kameradschaft. Zu diesen inneren Spannungen, den Konflikten im Umgang mit Staat und Gesellschaft sowie der Tramping-Entwicklung gibt es umfangreiche historische Forschungen. Es ist schade, dass Altman die Ergebnisse dieser Arbeiten ignoriert, statt sie zu diskutieren und weiterzuentwickeln.

Die Kontinuität von Kontroversen gilt nicht zuletzt für aktuelle Konflikte um das Tramping: So zeigen Gegner des Tramp-Campings immer wieder Tramps bei den Behörden an. Dagegen stehen Vertreter des Tramping, die auch von einigen Wissenschaftlern unterstützt werden. Kürzlich hat sich sogar der tschechische Minister für Umweltschutz in die Auseinandersetzung um das wilde Campen eingeschaltet. Weil der Direktor des Landschaftsschutzgebiets Kokořínsko-Máchův kraj die pauschale Repression gegen Tramping nicht unterstützte, wurde er vom Minister entlassen.

Roudnice nad Labem

Jan Špringl

⁵ *Randák et al.*: Putování za obzor 147-238 (vgl. Anm. 1).

Žáková, Michaela/Pátek, Jakub/Županič, Jan (Hgg.): *Nobility in the Pre-Modern and Modern Period*.

Böhlau, Vandenhoeck & Ruprecht, Wien 2024, 220 S., ISBN 978-3-205-21962-0.

Lange Jahrzehnte war es der tschechischen Historiografie praktisch unmöglich, sich mit dem Adel und seiner Kultur zu befassen. Diese thematische Vakanz war nicht allein eine Folge der Entwicklung der tschechoslowakischen Gesellschaft nach 1945 bzw. 1948, bereits in der Ersten Tschechoslowakischen Republik, die auf den Ruinen der österreichisch-ungarischen Monarchie entstanden war, hatte sich ein ablehnendes Adelsnarrativ entwickelt. Der tschechoslowakische Nationalstaat baute programmatisch nicht auf dem Vermächtnis des Königreichs Böhmen und seiner Stände auf, vielmehr verbot die Tschechoslowakische Republik im Dezember 1918 die Verwendung von Adelstiteln und -wappen per Gesetz. Damit war das Feld für die Kritik an nahezu allem Aristokratischen bereitet. Die kommunistische Machtübernahme von 1948 verstärkte nicht allein diesen adelsfeindlichen Diskurs, vielmehr wurde der Adel in der volksdemokratischen und schließlich sozialistischen Tschechoslowakei verfolgt und als gesellschaftliche Schicht gezielt gedemütigt. Damit unterschied sich die Haltung des tschechoslowakischen Staates von der der im Entstehen begriffenen Republik Österreich, die die Idee ihres aristokratischen Ständetums und ihrer kaiserlichen Monarchie zwar mehr oder minder verdeckte, de facto aber als integralen Bestandteil ihrer Vergangenheit in ihre neue staatliche Identität aufnahm und mehr oder weniger bis heute mit dieser Idee arbeitet.

Seit 1990 hat die tschechoslowakische (tschechische) Geschichtsschreibung eine ganze Reihe von Werken vorgelegt, die sich in sachlich-analytischer Weise mit dem Adel befassen. Eine wichtige Rolle spielten dafür in den frühen 1990er Jahren enzyklopädische Werke zur Geschichte der Adelsgeschlechter¹ und die Memoirenliteratur. Zu erwähnen ist, dass auch der öffentlich-rechtliche Sender ČT2 mit seinem Zyklus über das Schicksal der noch lebenden Adelsgeschlechter Mährens, Böhmens und Schlesiens einen großen Anteil an der Arbeit zu diesem Thema hat.² Schließlich kam und kommt dem zentralen Institut für Denkmalpflege große Bedeutung bei der Rekonstruktion adeliger Lebenswelten zu, das sich dank seiner landesweiten Präsenz sowohl der kunsthistorischen Forschung als auch der Unterstützung umfangreicher Publikationsprojekte widmen kann.

Die rezensierte Kollektiv-Monografie ist also Teil einer reichen historiografischen Produktion. Den Worten der Herausgeber zufolge besteht ihr Ziel darin, nach wie vor existierende weiße Flecken im Wissen über die Aristokratie des ehemaligen Königreichs Böhmen und der Tschechoslowakischen Republik für die Zeit vom 17. bis zum 20. Jahrhundert zu tilgen. Das chronologisch gegliederte Buch bringt Fallstudien von sechs Historikern und fünf Historikerinnen.

¹ Hier ist besonders zu erwähnen: Mašek, Petr: *Modrá krev. Minulost a přítomnost šlechtických rodů v českých zemích* [Blaues Blut. Vergangenheit und Gegenwart der Adelsgeschlechter in den böhmischen Ländern]. Praha 1999. 2. erw. Aufl.

² TV-Serie des Senders ČT2 „Modrá krev“ [Blaues Blut] (2017-2023). Online einsehbar: <https://www.ceskatelevize.cz/porady/11453913494-modra-krev/> (letzter Zugriff 25.02.2025).

Den Anfang macht Jakub Pátek, der Veränderungen des Adels und seines Grundbesitzes in der Umgebung von Ústí nad Labem/Aussig im 17. und 18. Jahrhundert analysiert. Ausgehend von Erkenntnissen der Regionalgeschichtsschreibung konstatiert er, dass sich die großen Adelsgeschlechter wie die Thun oder Nostitz im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges zunächst als Halter von konfisziertem Grundbesitz etablierten. Zu den weiteren „Ansiedlungsstrategien“ des Großadels in dieser Region zählten auch die Heiratspolitik und der Kauf verlassener Residenzen. Wie Pátek zeigt, bildete der Raudnitzer Zweig der Lobkowitzier hier eine Ausnahme, da er über den ganzen Untersuchungszeitraum hinweg eine Residenz hatte.

Jiří Brňovják fragt, wie verarmende österreichische Aristokraten an den Grenzen der Monarchie auf ihre Situation reagierten. Er zeigt, dass Geschlechter wie die der Arco, Blücher und Stolberg-Stolberg in Österreichisch-Schlesien sich ab Mitte des 18. Jahrhunderts dem preußischen Rivalen zuwandten. Als ihr Reichtum schwand, suchten sie eine Betätigung in der Verwaltung und im Apparat der preußischen Armee.

Berenika Zemanová widmet sich in ihrem von der Kulturgeschichte inspirierten Beitrag dem Schicksal der morganatischen Lažanský-Tochter, Ilka Volková, später verheiratete Lobkowiczová (1888-1970). Diese profilierte sich nicht nur als Weggefährtin der Schriftstellerin Růžena Benešová und ihres Kreises, sondern auch als Muse des Historikers Karel Stloukal. Ilka hinterließ ein Zeugnis der Gesellschaft, in der sie sich bewegte, und bewahrte ihren aristokratischen Stolz auch in der Tschechoslowakei nach 1948.

Der Beitrag von Ludmila Čiháková-Lambeinová zeichnet ein Bild des in der tschechischen Geschichtsschreibung nahezu unbekannten Geschlechts Korff-Schmising-Kerssenbrock, anhand drei seiner Mitglieder: Therese, Klemens und Rembert. Die Familie stammt aus Westfalen und war seit 1864 durch Verwandtschaft mit den Lazansky (Lažanský) in Böhmen ansässig. Marcela Zemanová befasst sich mit der letzten Lebensphase des böhmischen Aristokraten Karl Chotek († 1868). Jan Zúmr diskutiert die Vertretung des Adels in den Repressionsorganen des nationalsozialistischen Deutschland und gelangt zu dem Schluss, dass sich, wohl aufgrund ihrer Verbundenheit mit dem christlichen Glauben, kaum Mitglieder des Hochadels der SS anschlossen.

Dem raren Phänomen des Ausscheidens aus dem Adelsstand widmet sich Jan Županič. Auf der Grundlage der Hofadelsakten im Österreichischen Staatsarchiv - Allgemeinen Verwaltungsarchiv analysiert er Fälle, in denen Adelige sich zum Standesverzicht entschlossen. Ein Grund für das Ausscheiden aus dem Adel konnte öffentliche Schmach durch einen Renobilitierungsprozess sein, ein anderer eine morganatische Ehe oder – noch seltener – familiäre Unstimmigkeiten. Zur rechtlichen Erfüllung war die Zustimmung des Herrschers erforderlich. Županičs Fallbeispiele aus dem einheitlichen österreichischen Adel des 19. und 20. Jahrhunderts sind umso bedeutender, als sie in den enorm umfangreichen Akten nicht leicht zu finden sind. Der Autor betont, dass es vermutlich viel mehr Fälle des Adelsverzichts gab, als Historiker allgemein annehmen, und erst deren systematische Recherche die Grundlage für eine detaillierte analytische Bearbeitung des Themas biete.

Milena Lenderová, die mit ihrer Biografie zur Gabriela zu Schwarzenberg einen

neuen Standard bei der Bearbeitung von Ego-Dokumenten gesetzt hat,³ konzentriert sich im vorliegenden Band auf die Tagebuchaufzeichnungen der Fürstin Melanie Metternich, geborene Zichy-Ferraris (1805-1854), der dritten Ehefrau des österreichischen Politikers und Kanzlers Metternich. Lenderová analysiert die Tagebucheinträge im Hinblick auf die Rolle der Fürstin Metternich als Gattin, Stiefmutter von Metternichs Sohn Richard und Mutter ihrer eigenen fünf Kinder. Sie betont, dass Melanie Metternich sich für Wissenschaft und das Musikleben interessierte und über ihr Engagement an der Seite eines herausragenden Politikers an wichtigen politischen Ereignissen teilhaben konnte, so traf sie etwa Zar Nicholas, der 1835 in Teplitz/Teplice am „Kongress der Monarchen“ teilnahm. Lenderová argumentiert, dass sich das Leben der Fürstin in vielen Aspekten nicht komplett vom zeitgenössischen Modell des Hochadels unterschied, ihr Interesse an Politik allerdings außergewöhnlich war. In diesem Zusammenhang äußerte sich auch ihre Sympathie für den französischen König Karl X. und seine Angehörigen, die in der Folge der Juli-Revolution aus Paris in das Königreich Böhmen und schließlich weiter in den österreichischen Süden vertrieben wurden.

Eine völlig andere Variante weiblicher adeliger Lebensläufe stellt Michaela Žáková vor, die zum Theresianischen Damenstift für verarmte Adelige auf der Prager Burg bereits ein richtungsweisendes Buch vorgelegt hat.⁴ Diese philanthropische Institution aus Theresianischer Zeit, 1755 gegründet, deren Gebäude bis heute das Burgpanorama auf der Kleinseite dominiert, war eine von mehreren ähnlichen Instituten des sozialen Netzes, das Maria Theresia in den Erbländern der Monarchie aufbaute. Der Eintritt in diese philanthropische Institution war eine der Möglichkeiten für unvermögende oder unverheiratete Aristokratinnen, sich ihren aristokratischen Lebensstil zu erhalten.

Die Kollektiv-Monografie bietet einen erstklassigen Standard historischer Arbeit. In einigen Fällen haben sich die Autor:innen in ein gänzlich neues Thema vertieft (Jakub Pátek), sich in methodologisch förderlicher Weise auf die Rolle einer eminenten Aristokratin konzentriert (Milena Lenderová), oder Angehörige der Aristokratie in den kulturhistorischen Kontext der böhmischen Kultur eingeordnet (Berenika Zemanová). In anderen Fällen haben Autor:innen ihr bisheriges Werk weiterentwickelt (Jan Županič, Michaela Žáková), beziehungsweise ihre Aufmerksamkeit auf Adelsgeschlechter gerichtet, deren Bekanntheit in Tschechien nahezu Null ist (Ludmila Čiháková-Lambeinová). Sowohl, was die Fakten betrifft, als auch methodologisch leistet das Buch einen wertvollen Beitrag zur Erforschung des einheitlichen österreichischen Adels, der sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich herausbildete, den Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie und die Zerstörung durch die totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts überdauerte und bis heute existiert.

Prag

Martin Halata

³ Lenderová, Milena (Hg.): Gabriela ze Schwarzenberku. Krátká cesta životem a Evropou [Gabriela von Schwarzenberg. Eine kurze Reise durch das Leben und Europa]. Praha 2006.

⁴ Žáková, Michaela: Tereziánský ústav šlechtičien na Pražském hradě [Das Theresianische Adelige Damenstift]. Prag 2021.

Vařeka, Marek: Kníže Karel I. z Lichtenštejna 1569-1627. Finance – majetek – politika [Fürst Karl I. von Liechtenstein 1569-1627. Finanzen – Besitz – Politik].

Nakladatelství Veduta, České Budějovice 2024, 742 S., zahlreiche farb. und s/w Abb., ISBN 978-80-88030-82-9.

Mit der Proklamation der Ersten Tschechoslowakischen Republik am 28. Oktober 1918 rückte unter anderem das Thema Bodenreform in das Zentrum öffentlicher Aufmerksamkeit, gemäß dem Motto „Tschechischer Boden in tschechische Hände“. Die Stoßrichtung war klar: Der katholische Adel – und hier insbesondere dessen „landfremder“ Teil – sollte büßen: für die Niederlage der protestantischen Stände in der Schlacht am Weißen Berg im November 1620, die sich anschließende Rekatholisierung der böhmischen Länder und die Unterdrückung der tschechischen Sprache in den drei darauffolgenden Jahrhunderten des angeblichen „temno“. Im Zuge der Mythologisierung des Weißen Berges ertönte der Ruf nach einer Wiedergutmachung des damals verübten Unrechts.

Im Fokus stand dabei die Familie Liechtenstein, und hier an erster Stelle Karl I. von Liechtenstein (1569-1627), der nachgerade als Inkarnation des Bösen galt, hatte er doch dem „Prager Blutgericht“ vom 21. Juni 1621 vorgesessen, das 27 protestantische Rebellen dem Henker überantwortete, woran noch heute 27 weiße Kreuze am Ort der Hinrichtung erinnern. Zugleich wurde Karl I., 1622 zum kaiserlichen Statthalter für Böhmen ernannt, vorgeworfen, sich im Zuge der umfangreichen Konfiskationen am vormals protestantischen Grundbesitz schamlos bereichert zu haben. Dieses Bild ist bis heute im tschechischen Bewusstsein verankert, auch wenn sich die 2010 gegründete Tschechisch-Liechtensteinische Historiker-Kommission bemüht, es zu korrigieren. Mit dem Ziel, die beiden tschechoslowakischen Bodenreformen wie auch das Wirken der Familie Liechtenstein in Böhmen und Mähren in einem breiteren historischen Kontext einzuordnen, und damit zum Abbau der Spannungen zwischen beiden Ländern beizutragen, hat diese Kommission wissenschaftliche Tagungen veranstaltet, aus denen mehrere hervorragende Sammelbände hervorgegangen sind.¹

Die skizzierten Umstände machen deutlich, dass eine ausgewogenere Neubewertung die Persönlichkeit Karl I. von Liechtenstein einschließen muss. Daher ist es sehr erfreulich, dass Marek Vařeka, der am Masaryk-Museum in Hodonín/Göding tätig ist, nun eine Biografie zu Karl I. von Liechtenstein vorgelegt hat. Von ihm stammen bereits eine Monografie über das Fürstenhaus Liechtenstein in der Geschichte der Länder der Böhmisches Krone sowie eine umfangreiche Untersuchung über die liechtensteinischen Herrschaften in Mähren vor 1620.²

¹ Vgl. exemplarisch: Liechtensteinische Erinnerungsorte in den böhmischen Ländern. Hg. v. der Liechtensteinisch-Tschechische Historikerkommission. Vaduz 2012 (Veröffentlichungen der Liechtensteinisch-Tschechischen Historikerkommission, Bd. 1); sowie Horák, Ondřej / Trauttmansdorff, Ferdinand et al.: Lichtenštejnové v Československu a jejich právní postavení (1918-1938). Edice posudků a memorand – Die Liechtenstein in der Tschechoslowakei und ihre rechtliche Stellung (1918-1938). Edition von Gutachten und Memoranden, Alphen aan den Rijn, Praha 2024.

² Vařeka, Marek / Zářický, Aleš (Hgg.): Das Fürstenhaus Liechtenstein in der Geschichte der

Den Schlüssel zum Verständnis der Persönlichkeit des Liechtensteiners sieht der Autor, wie im Untertitel formuliert, im Dreieck Finanzen, Besitz und Politik, was sich auch in der Gliederung des Buches adäquat spiegelt, wobei methodisch eine Kombination aus Mikrohistorie, Kulturanthropologie und ökonomischen Theorien (S. 33) angestrebt wird. In insgesamt acht Kapiteln erfolgt, nach einem Aufriss der Quellen unterschiedlicher Provenienz, zunächst eine gut 30-seitige Übersicht über die Liechtensteiner im Lauf der Jahrhunderte. Dabei liegt ein besonderes Augenmerk auf der Verwurzelung des Geschlechts in Mähren seit dem 13. Jahrhundert und auf der Schlüsselrolle des Feldsberger Zweiges, denn die Hauptresidenz der Dynastie war seit 1560 das niederösterreichische Feldsberg/Valtice.

Dem schließt sich ein umfangreiches Kapitel über das Werden Karls I. an: Hier geht es um Kindheit und Jugend des im protestantischen Glauben erzogenen Liechtensteiners, der die Schule der Böhmisches Brüder in Eibenschitz/Ivančice besuchte, seine für die Zeit übliche Kavalierstour nach Frankreich, seinen Aufstieg innerhalb der mährischen Ständegemeinde, seinen Übertritt zum Katholizismus 1599, der sich für die Karriere am Wiener Hof als förderlich erwies. Die Heirat mit Anna Maria von Boskowitz und Černahora aus alteingesessenem mährischen Hochadelsgeschlecht und der damit verbundene Vermögenszuwachs sowie der einträgliche Weinhandel über Feldsberg flankierten den politischen Aufstieg Karls I. Thematisiert werden zudem Karls frühe Kreditgeschäfte in der Rolle des Gebers und Nehmers – ein Bereich, der faktisch zu seinem „Markenzeichen“ wurde.

Im vierten Kapitel richtet Vařeka den Blick auf die raumgreifende und gewinnbringende Kreditpolitik Karls I. um 1600, die ihm das prestigeträchtige Palatinatsrecht sowie 1608 den erblichen Fürstentitel einbrachten. Karl I. erscheint wie ein Finanzjongleur, Vařeka zeigt ihn stets im Kontext von Reichs-, Landes- und Familienpolitik, für die der Autor sein umfangreiches Quellenmaterial sorgfältig ausgewertet hat – darunter auch Rechnungsbücher.

Im nachfolgenden fünften und mit 220 Seiten umfangreichsten Kapitel des Buches geht es vor dem Hintergrund von Reichs- und böhmischer Politik vor 1619 in erster Linie um die Finanzpolitik Karls I. zwischen 1602 und 1619. Hier steht wiederum die die Habsburger unterstützende Kreditpolitik des Liechtensteiners im Fokus, was dessen wichtige Rolle auf dem politischen Schachbrett dieser beiden Jahrzehnte unterstreicht. Vařeka führt das weitgespannte Netzwerk wirtschaftlicher Beziehungen Karls I. vor Augen, das auch über den eigenen Stand hinausreichte, wobei er sehr genau Buch führte über Ausgaben und Einnahmen. Die Ausgaben für das Jahr 1605 beispielsweise umfassten 49 Posten, die von Ausgaben für am Hofe des Liechtensteiners beschäftigte Personen, Ausgaben für die Gemahlin, Schmiede und Schneider, Möbel bis hin zu Aufwendungen für Vergnügungen, Almosen sowie Medizin reichen und damit einen Einblick in den fürstlichen Alltag gewähren (343 f.).

In ähnlicher Weise wird in Kapitel 6 die Wirtschaftspolitik Karls I. der Jahre 1619–1622 analysiert. Vařeka schildert die schicksalhafte Installation des Protagonisten

Länder der Böhmisches Krone. Ostrava, Vaduz 2013 (Documenta Liechtensteiniana, Series Nova, Monographica 1); sowie *Vařeka*, Marek: Lichtenštejnská panství na Moravě do Bílé hory [Die liechtensteinischen Herrschaften in Mähren bis zum Weißen Berg]. Ostrava 2020.

als ersten Beamten im königlichen Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berg. Wiederholt drängte Kaiser Ferdinand II. auf eine strenge Bestrafung der protestantischen Rebellen – und Karl I. als treuer Vasall beugte sich und übernahm Organisation, Vorsitz und Durchführung des „Altstädter Blutgerichts“, wobei er um die Außenwirkung seiner Handlungen wusste (S. 538). Kapitel 7 ist den Schlüsseljahren 1620-1627 gewidmet, die maßgeblich zur Wahrnehmung Karls I. beitrugen. Vařeka rekonstruiert den Weg Karls zum Münzkonsortium, das scheiterte und im kaiserlichen Staatsbankrott endete, und geht auf Karls Besitzzuwachs ein – am 18. Januar 1621 hatte der Liechtensteiner den Vorsitz der „Confiscations-Commission“ übernommen –, seine Tätigkeit als Gubernator ab 1622 und auf die unter Aufwendung großer Geldmengen ausgebaute Prager Burg.

Bereits vor der nach 1620 einsetzenden Konfiskationswelle, also der Beschlagnahme von Gütern protestantischer Adeliger und deren Weitergabe an neue, katholische Besitzer, verfügten die Liechtensteiner über bedeutenden Landbesitz. Eine Tabelle listet ihre Gewinne zwischen 1595 und 1650 auf. Sie macht den enormen Zuwachs deutlich, den der in mehreren Phasen verlaufenden Erwerb von zwölf Herrschaften in Mähren, Böhmen und Schlesien nach der Schlacht am Weißen Berg bedeutete. Vařeka argumentiert, dass es den immer höheren kaiserlichen Forderungen nachzukommen galt, und dies am besten – die Gunst der Stunde nutzend – durch Konfiskationen (S. 587). Die Erwerbungen, die Karl I. für sich und sein Haus tätigte, namentlich für seine Brüder Gundaker und Maximilian, standen somit im engen Zusammenhang mit Kaiser Ferdinands II. mit großem Nachdruck verfolgten Anliegen, die rebellischen Aufständischen in Böhmen, Mähren und in Schlesien zu „pazifizieren“ (S. 600).

Das abschließende achte und kürzeste Kapitel behandelt auf knapp 25 Seiten Familie, Kinder, Privatleben, Mäzenatentum und Vermächtnis Karls I. von Liechtenstein. Berücksichtigung finden hier unter anderem das Familienleben, auf das das Itinerar Rückschlüsse zulässt (Karte S. 639), die Liebschaften des Liechtensteiners sowie dessen Testament und eine kompakte Gesamteinschätzung dieses „großen Finanziers an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert“ (S. 646). Den Band beschließen ein Verzeichnis der ungedruckten und gedruckten Quellen, ein umfangreiches – keineswegs vollständiges – Literaturverzeichnis,³ ein Personen- und Ortsregister sowie ein deutsches Resümee.

Wie nun fällt die Gesamtbilanz aus? Karl I. von Liechtenstein gilt, den Worten des Brünner Frühneuzeithistorikers und exzellenten Kenners der Materie Tomáš Knoz zufolge, als ein „Mann mit vier Gesichtern“.⁴ Der junge Liechtensteiner war als Protestant zunächst Angehöriger der mährischen Ständegemeinde, innerhalb derer

³ Mitunter fehlen wichtige Werke. Exemplarisch verwiesen sei an dieser Stelle auf die klassische Darstellung von Bilek, Tomáš V.: *Dějiny konfiskací v Čechách* [Geschichte der Konfiskationen in Böhmen]. Praha 1882-1883; Knoz, Tomáš: *Finanční aspekty pobělohorských konfiskací* [Finanzielle Aspekte der Konfiskation nach dem Weißen Berg]. In: *ČCH* 100 (2002) 774-814; Leins, Steffen: *Das Prager Münzkonsortium 1622/23. Ein Kapitalgeschäft im Dreißigjährigen Krieg am Rande der Katastrophe*. Münster 2012.

⁴ Knoz, Tomáš: *Čtyři tváře Karla z Lichtenštejna* [Die vier Gesichter Karls von Liechtenstein]. In: *Dějiny a současnost* 3 (2021) 10-14.

er 1599 das angesehene Amt des Oberstlandrichters übernahm – und nach der Konversion zum Katholizismus dasjenige des Landeshauptmanns. Zum anderen erlangte er, wie auf einer Inschrift auf seinem Sarg 1627 zu lesen, nahezu alle Prärogativen, die ein Aristokrat seiner Herkunft und Stellung an der Wende von der Renaissance zum Barock zu erreichen vermochte. Dabei verlief seine Karriere gleichsam in drei sich gegenseitig ergänzenden und sich zuweilen durchdringenden Linien: Aufstieg in mährischen Ständeämtern, Entfaltung des eigenen Fürstenhauses, Aufstieg in kaiserlichen Ämtern und in der sozialen Hierarchie des Wiener Hofes, wobei das so genannte Hausgesetz von 1606 die Stabilität der Nachfolge (Primogenitur) sicherte. Zur Vollständigkeit des vielschichtigen Bildes gehört zum einen der Ruf des Liechtensteiners als dem „Schuldigen“ für die auf die Niederlage am Weißen Berg folgende Tragödie, also die Deutung, die nach der Staatsgründung von 1918 politisch wie historisch motivierte Debatten auslöste. Zum anderen galt Karl I. auch als guter Wirtschaftler, Kunstsammler sowie -liebhaber – und das nicht allein unter Autoren, die mit dem Hause Liechtenstein verbunden waren und dessen Mitglieder entsprechend apologetisch zeichneten.

Gibt die Biografie von Vařeka diese unterschiedlichen Facetten des Protagonisten vollumfänglich wieder? Ja und nein. Vařekas Karl I. erscheint vor allem als Ökonom und Finanzier, was er unbestritten auch war, aber eben nicht nur. Die Frage aber, ob Karl I. von Liechtenstein lediglich „ausführender Willensvollstrecker“ Kaiser Ferdinands II. war, auf dessen Schultern nach der Schlacht am Weißen Berg das „Schicksal ganz Böhmens“ ruhte (S. 618), oder ob hinter dem Vorgehen des Liechtensteiners eigenes politisches Kalkül steckte, oder ob sich beides vermischte, beantwortet der Autor nicht. Gerade mit Blick auf die Konfiskationen nach 1620 erscheint eine größere Differenzierung, Akzentuierung und Kontextualisierung notwendig. Wenn es darum geht, den Liechtensteiner deutlicher als Profiteur und Opfer zu beschreiben, gilt es daher nach wie vor auf die Studie von Tomáš Křoz zu verweisen.⁵ Dessen ungeachtet liegt eine quellengesättigte Biografie vor, die für die weitere Forschung eminent wichtig ist.

Leipzig

Thomas Krzenck

⁵ Vgl. Křoz, Tomáš: Die Rolle Karls I. bei den Konfiskationen nach der Schlacht am Weißen Berg. In: *Studia historica Brunensia* 1 (2017) 123–169.

Buňatová, Marie (Hg.): Migrationsprozesse und Mobilität der europäischen Juden am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit.

Solivagus Verlag, Kiel 2024, 393 S., 18 farbige Fotografien und Abbildungen, 3 Karten, ISBN 978-3-943025-72-9.

Research on the mobility and migration of Jews in the European realm is far from being a desideratum in Jewish historiography. There is a prevalent notion, particularly regarding the early modern period, that both voluntary and forced migration of individuals and entire communities were key factors in shaping the historical experiences of Jews and non-Jews alike. Studies focused on medieval migration processes primarily examine the expulsions that led to significant changes in Jewish settlement

patterns across much of Europe. The book under review integrates these two research areas, exploring Jewish migration and mobility in Europe from the early 15th century to nearly the end of the 17th century. This symbolic bridge connecting two conventional historiographical periods may serve as an implicit statement.

The collective monograph “Migrationsprozesse und Mobilität der europäischen Juden am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit” (Migration processes and mobility of European Jews during the transition from the Middle Ages to the modern era) comprises thirteen of the seventeen contributions presented at a two-day eponymous conference held in Prague in October 2021 under the auspices of the Czech Academy of Sciences. The articles, written by researchers from the Czech Republic, Germany, Austria, and Poland, focus on the broader geographical space of Central Europe. Prague is central to four contributions, reflecting the involvement of their authors in the project “Migration und Mobilität in der Prager Judengemeinde am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit” led by Dr. Marie Buňatová, the volume’s editor. The order of the studies largely follows the sequence of the conference presentations, with a partial chronological arrangement. Geography does not appear to be a key factor in the book’s structure, leaving it unclear whether this is a deliberate choice or a random decision.

The authors employ a wide variety of primary sources ranging from official documents housed in numerous archives or published in scholarly editions to Hebrew prints and Jewish ego-documents as well as three-dimensional artifacts. All primary and secondary sources are properly cited in the footnotes. The volume also includes black-and-white and color images (with a detailed list provided in the back matter), a list of abbreviations, and a topographical and personal index. The only minor structural flaw is the absence of a comprehensive bibliography, which would undoubtedly facilitate navigation through the current research on the topics studied.

In the following paragraphs, I will briefly address each article, taking the liberty to discuss them in a different order than they appear in the volume. As previously mentioned, four articles focus on the capital of the Czech lands, Prague. Marie Buňatová examines various types of short-term mobility and long-term migration among Prague’s Jews, including expulsions, family mobility, economic mobility, and the mobility of rabbis. She hypothesizes that Jews expelled from various principalities or towns within the Holy Roman Empire initially settled in southeastern Bohemia before eventually moving to Prague (p. 26). However, the city also served as a temporary refuge for some expelled Jewish families (p. 27). Eva Doležalová explores the connections between the Jews of Prague and other Jewish communities in Bohemia, as documented in the Prague Supreme Burgrave archives preserved in the National Archives of the Czech Republic. She acknowledges that the identification of individuals mentioned in the sources may be problematic due to inconsistencies in the recording of people’s names (p. 190–191). Furthermore, topographic designations in the names of persons may indicate the locations where their bearers were active rather than where they resided. In Kajetán Holeček’s chapter, the contact radius of Prague’s Jews expands. Using two specific examples, the author illustrates the underlying factors behind the business connections between Jews in Prague and Posen, as well as how these communication channels may have devel-

oped over time. Returning to Prague, Eva Blechová presents a typology of encounters between Jews and non-Jews in both public and private spheres. She highlights that official documents—particularly those recording testimonies of historical figures—inadvertently provide insight into everyday informal interactions.

Two articles examine the “Jewish” policies of Holy Roman Emperor Maximilian I from different perspectives. Heinz Noflatscher presents several examples related to war and expulsions, illustrating the dynamics of the decision-making process that involved influential figures from the emperor’s inner circle and their connections within Jewish communities—especially among the economic elite. While there was room for negotiation, it also had its inevitable limits. By contrast, Markus J. Wenninger describes Maximilian I’s expulsions of Jews from the Habsburg hereditary lands and the semi-orchestrated resettlement of the expelled individuals in other territories. The contributions by Eveline Brugger and Peter Rauscher can be discussed together. Brugger focuses on the aftermath of the so-called Wiener Gesera (1420–1421), while Rauscher’s study examines the situation in Lower Austria during the 17th century, offering a typology of Jewish migration similar to Buňatová’s, with minor variations. Drawing on works from migration studies, he distinguishes between temporary and regular mobility on one hand, and long-term (sometimes permanent) migration, on the other.

Maike Lämmerhirt and Janusz Spira illustrate by way of various examples that the expulsion of Jews from a specific location did not equate to a complete absence of the Jewish element there. In her article on the ejection of Jews from Thüringen in 1436, Lämmerhirt provides evidence that the expelled Jews maintained connections to their places of origin, albeit under challenging circumstances—such as attempting to reclaim rights to previously purchased homes or collect outstanding loans. This may also have been a reason why they tended to remain close to their original residences. The author notes that some regions lack sufficient documentation, resulting in gaps in our understanding of Jewish settlement between the expulsions of the 15th century and the Jewish “comeback” in later centuries. The Jewish presence in Silesia is explored in Janusz Spyra’s article. His main argument is that the official policy of *de non tolerandis Judaeis* in Silesian towns did not signify the end of Jewish presence; rather, due to the utilitarian policies of the Silesian nobility, many Jewish families from Moravia and Bohemia were granted permission to settle. These families subsequently formed the core of the Jewish resettlement in Silesia during the 18th century. The term “expulsion” appears in the volume in various contexts—including a somewhat unique one in Wolfgang Treue’s study discussing the absence of expulsion in the case of Frankfurt am Main. While it is relatively easy to understand why Jews were ousted from certain places, interpreting why they were *not* expelled in others presents a greater challenge. Frankfurt’s “Sonderweg” (p. 243) serves as a compelling counterpoint to studies investigating individual and collective forced migration of Jews.

Lastly, I would like to address the studies by Martha Keil and Lucia Raspe, which share somewhat different source bases and methodologies from the rest of the contributions. Keil focuses on the physical and symbolic migration of artifacts within or beyond the Jewish realm, such as entire books, fragments of parchments and paper,

gravestones, and ritual objects. Not only people migrated from place to place or changed cultural or even religious settings; the life cycle of objects can also be described in similar terms. However, we must often rely on assumptions regarding whether specific objects truly belonged to the Jewish community. In contrast to written sources that document human experiences, researchers studying the mobility of objects must contend with a very limited written or visual resource base. The final article in the volume focuses on the life and work of early modern Hebrew printer Chaim Schachor. Lucia Raspe analyzes his professional trajectory during the first half of the sixteenth century, highlighting new findings about his activities in German towns, where he had to adapt to the needs of Christian readers due to the circumstances surrounding Jewish settlement following numerous expulsions.

The contributions can be viewed as separate entities, but it is far more rewarding to consider them in dialogue. This perspective highlights the shared challenges in researching migration and mobility in the pre-statistical era—particularly the lack of quantitative sources that would clearly identify historical actors (Buňatová, Doležalová) and the absence of records concerning less well-to-do Jewish families in archival documents (Brugger). The outlined hypotheses and typologies serve as an invitation for other experts to join the discussion. For instance, Rauscher briefly mentions the spread of “Betteljuden” in the 18th century following the massive westward migration of Jews as one of the characteristic phenomena of that period. This prompts the question what was different about early modern migration that led to this development, compared to migration patterns in late medieval times? The juxtaposition of contributions investigating late medieval expulsions of Jews from various towns and principalities with early modern migration waves triggered by pogroms and wars in Eastern Europe therefore presents significant comparative potential. One element I found lacking was an introductory or summarizing chapter that would bring all the contributions together, present up-to-date research, explain the book’s place within research trends, and highlight the intersections and common grounds among the articles. Nonetheless, this minor criticism does not detract from the fact that the book contains high-quality studies written by experts in their respective fields, making it a must-read for scholars of both medieval and early modern Jewish history.

Ganei Modi’in

Pnina Younger

Pjecha, Martin: Theo-politics of the Hussite Movement. From Reform to Revolution.

Brill, Leiden 2024, 294 S. (Studies in Medieval and Reformation Traditions 246), ISBN 978 - 90-04-70054-5 (ebook).

František Šmahel 2002 in deutscher Übersetzung bei den MGH erschienene Hussitische Revolution gilt, ebenso wie die vor kurzem in dritter, überarbeiteter und ergänzter Auflage erschienene tschechische (Ur)Fassung, nicht allein als Opus magnum des Autors, sondern zugleich als Meisterwerk einer synthetischen Darstellung dieses wegweisenden Ereignisses der älteren tschechischen Nationalgeschichte.¹ Sie

¹ Šmahel, František: Husitská revoluce I. Kořeny české reformace [Die hussitische

ist Höhepunkt, jedoch kein Schlusspunkt für die Behandlung des Untersuchungsgegenstandes, wie seitdem erschienene Monografien zum Gesamtthema unterstreichen. Hierfür stehen exemplarisch zwei Werke. Zum einen ist dies der dickleibige Band „Husitské století“ (Das hussitische Jahrhundert), in dem fast zwei Dutzend Autoren den Bogen spannen von Reform und Revolution, Raum und Gesellschaft über die Kultur bis zum Königreich zweierlei Völker, wobei sie das Thema Hussitentum als eine der kontroversesten Epochen der tschechischen Geschichte in seiner ganzen inhaltlichen Breite behandeln. Zum anderen muss auf das englischsprachige „A Companion to the Hussites“ verwiesen werden, in dem 15 Autorinnen und Autoren aus mehreren Ländern Schlüsselthemen des Hussitismus wie Einflüsse, Hauptrepräsentanten vor und nach den Basler/Iglauer Kompaktaten, Religionspolitik, Theologie und religiöse Praxis sowie spätere Entwicklungen – wie die Unitas Fratrum, die böhmische und die klassische Reformation – auf der Basis des internationalen Forschungsstandes erörtern.²

Die im Companion behandelten theologischen Phänomene leiten indirekt auch zum vorliegenden Band über. Sein Autor ist der am Prager Zentrum für Mittelalterforschungen tätige Martin Pjecha, dessen Interesse religiös-politischen „dissent movements“ im vormodernen Westen gilt, vornehmlich der Hussitenbewegung in Böhmen. Die vorliegende Untersuchung, die der Brill Verlag in seine Publikationsreihe „Studien zu mittelalterlichen und reformatorischen Studien“ aufgenommen hat, basiert auf der 2022 an der Central European University Budapest-Wien verteidigten Dissertationsschrift des Autors.

Der Begriff „Theo-politics“, den das Buch im Titel trägt, ist keineswegs ein Novum, bereits 1736 findet er sich bei dem englischen Lexikographen und Philologen Nathan Bailey. Pjecha bringt mit ihm die engmaschigen Verbindungen zwischen Theologen und Politikern zum Ausdruck. Für seine Untersuchung, die nach der politischen Relevanz theologischer Akteure bzw. der hussitischen Intellektuellen fragt, sind diese Verbindungen von großer Bedeutung, richtet sich der Blick doch auf die von letzteren adaptierten Diskurse als mobilisierende Aufrufe zur „ersten europäischen Revolution“. Im Zentrum der Analyse stehen zugleich die innovativen Visionen der angestrebten theopolitischen Ordnung.

Dies wird bereits im Eingangszitat deutlich, das Pjecha gewählt hat. Es stammt von Magister Jakobell von Mies (ca. 1372-1429), der die These vertrat, es sei gerecht, das Wort Gottes mit dem Schwert zu verteidigen. In seinem in den 1420er Jahren verfassten Traktat „Apologia contra Taboritas“ argumentierte der vormalige Hus-Vertraute und spätere Führer der konservativ-utraquistischen Universitätsmagister in Prag, die Macht säkularer Herrscher sei gut und von Gott legitimiert, müsse jedoch in richtiger Weise ausgeübt werden. Er betonte Mäßigung, Demut und

Revolution I. Die Wurzeln der böhmischen Reformation]. Praha 2023; sowie *ders.*: Husitská revoluce II. Země vymknutá z kloubů [Die hussitische Revolution II. Ein aus den Fugen geratenes Land]. Praha 2024.

² Cermanová, Pavlína/Novotný, Robert/Soukup, Pavel (Hgg.): Husitské století [Das hussitische Jahrhundert]. Praha 2014; van Dussen, Michael/Soukup, Pavel (Hgg.): A Companion to the Hussites. Leiden, Boston 2019.

Furcht, insbesondere wenn die Feinde der Wahrheit nicht mit anderen Mitteln auf den rechten Weg zurückgebracht werden könnten. Allerdings, so Jakobell, hätten falsche Priester und deren Anhänger daraus abgeleitet, es sei erlaubt, zu plündern, zu töten und andere Grausamkeiten zu begehen und ihm die Verantwortung für diese Taten zugeschoben.³

Das Zitat spiegelt die verworrene Situation, die in den 1420er Jahren bei den Utraquisten herrschte. Allerdings sind die Argumentationsschemata der handelnden Akteure nicht ausschließlich „weltlich“ zu erklären, sondern bedürfen – schon allein mit Blick auf die unterschiedlichen Machtgruppierungen im Allgemeinen und die Rolle der eine politische Führung beanspruchenden Theologen und deren geistlicher Vorstellungswelt im Konkreten – einer vielschichtigen, insbesondere theologischen Betrachtung. Diese Anforderung reflektiert bereits die Gliederung der Untersuchung in vier große, chronologisch strukturierte Themenblöcke, die jeweils mit einer Schilderung des konkreten historischen Hintergrunds beginnen und dann wichtige Entwicklungslinien nachzeichnen.

Unter dem Titel „Veritas, Caritas, and Reform“ widmet sich Pjecha im ersten Themenblock dem intellektuellen Hintergrund des hussitischen Denkens und der politischen Theologie. Ein Novum ist, dass dabei auch die christlich-platonische Tradition, ihr Gedankengut und ihre Argumentationsweisen gebührende Berücksichtigung finden. Zwar ist die theologische Bedeutung des Platonismus und der mystischen Autoren für die intellektuelle Landschaft der hussitischen und vorhussitischen Reformdenker von zahlreichen Historikerinnen und Historikern (etwa Jana Nechutová, Stanislav Sousedík, Vilém Herold, Ota Pavlíček und Martin Dekarli) relativ gut erforscht worden. Das Erklärungspotenzial des christlichen Platonismus überrascht dann aber doch, weil die Geschichtsschreibung seine Relevanz im Allgemeinen nicht im Politischen verortet, es sei denn partiell in den akademischen Kontroversen in Prag, wie im Fall der Auseinandersetzungen um Wyclif. Deziert verweist Pjecha hier auf den Kirchenvater Augustinus und sein Hauptwerk „De civitate Dei“ (S. 22-30) sowie dessen Reflektion bei John Wyclif und Matthias von Janov. Nach einer quasi Einführung in die früh-hussitische Religiosität steht am Ende ein Überblick über die hierarchische Vision der Kirchenreform, die die Hussiten von dem radikalen englischen Theologen übernahmen.

In den ersten Jahren des offenen und populären Konflikts mit der kirchlichen Obrigkeit im Jahr 1410 erarbeiteten böhmische Reformdenker eine Position, die den hussitischen Denkern bis zum taboritischen Experiment am Ende des Jahrzehnts als dauerhafte, aber anpassungsfähige Grundlage dienen sollte (S. 49). Während „Order, Peace, and the Antichrist“ und damit die Radikalisierung des hussitischen Denkens in einem zunehmend polarisierten Klima im Fokus von Themenblock zwei stehen und dabei, ausgehend von den Auswirkungen der Ablassaffäre des Jahres 1412 in Prag, nach kontroversen Visionen von Ordnung und Frieden gefragt wird (S. 84-96), rückt die Schlüsselfrage des Laienkelchs – eingeordnet sowohl in die platonische

³ von Mies, Jakobell: *Apologia contra Taboritas*. In: Sedláček, Jan (Hg.): *Studie a texty k náboženským dějinám českým II* [Studien und Texte zur böhmischen Religionsgeschichte II]. Olomouc 1915, 161.

Tradition als auch in das hussitische Reformprojekt – als verbindendes Element der ansonsten heterogenen Bewegung im nachfolgenden dritten Themenblock ins Zentrum (S. 118–194). Hier geht es zugleich um eine besondere Akzentuierung von sakraler Politik und Voluntarismus sowie der ethischen Agenda bei Klerus und weltlichen Herrschern. Pjecha verweist an dieser Stelle darauf, dass die Bedeutung der utraquistischen Theologie für das politische Denken der Hussiten in der Historiografie bisher weitgehend unberücksichtigt geblieben ist (S. 154).

Themenblock vier ist mit „Revolt and Revolution“ betitelt und stellt die radikale Gemeinschaft und Aktivität der Taboriten sowie deren politische Theologie näher vor. Vor dem Hintergrund der frühen Revolutionsjahre 1419–1420 führt der Autor überzeugend vor Augen, dass der einflussreiche Prager Prediger Jan Želivský „mit seinen taboritischen Zeitgenossen den intellektuellen Stammbaum der utraquistischen Dissidenten teilte“ (S. 202). Das im Frühjahr 1420 gegründete, anfänglich radikale Revolutionszentrum in Südböhmen erscheint dabei als ein dreifaches: als reformistisches, chiliastisches und revolutionäres Tábor.

Martin Pjecha möchte, wie er es in den Schlussbemerkungen formuliert, mit der vorliegenden Untersuchung Anregungen für eine umfassende Neubetrachtung der theo-politischen Vision der Hussiten (letzterer im Übrigen ein äußerst heterogener Sammelbegriff) liefern und diese zugleich im Kontext breiterer intellektueller Traditionen wie Augustinus, Wyclifismus, Apokalyptik, Platonismus und Mystizismus verorten. Dies ist ihm dank subtiler Quellenkenntnis gelungen. Er wirft ein neues Licht auf den folgenreichen Versuch, die etablierte mittelalterliche Ordnung zu stürzen, bei dem jeder Gläubige seine Rolle im Gesamtbild des geschichtlichen Fortschritts spielte. Sein Buch ist inspirierend, regt den Forschungsdiskurs an und erklärt das Phänomen des religiös-politischen Radikalismus in tiefgreifender Weise.

Leipzig

Thomas Krzenck

Vodička, Ondřej: Sázka na křížového krále. Katoličtí exulanti z husitských měst (1419–1436/1454) [Wette auf den Kreuzkönig. Katholische Exulanten aus hussitischen Städten (1419–1436/1454)].

Masarykův ústav a Archiv AV ČR, v. v. i., Scriptorium, Praha 2024, 400 S., ISBN 978-80-88611-20-2 (MÚA AV ČR); ISBN 978-80-7649-058-1 (Scriptorium).

Emigration bildet sowohl in politischer als auch in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht ein wichtiges Thema der modernen Geschichte. In Bezug auf die vor-moderne Epoche hat die tschechische Geschichtsschreibung bislang vor allem dem Exil nach der Schlacht am Weißen Berg Aufmerksamkeit gewidmet. Dagegen blieb das Exil, das durch die hussitische Revolution ausgelöst wurde, jenseits des Forschungsinteresses. Wenn sich überhaupt jemand mit diesem Phänomen beschäftigt hat – zu nennen sind hier Augustin Neuman und vor allem Jaroslav Kadlec – dann fast ausschließlich mit der Emigration katholischer Geistlicher. An diese Arbeiten hat der Prager Historiker Ondřej Vodička 2019 mit seinem Buch „Exil der böhmischen und mährischen Geistlichkeit während der Hussitenkriege“ angeknüpft.¹

¹ Vodička, Ondřej: Exil českého a moravského duchovenstva za husitských válek [Exil der böhmischen und mährischen Geistlichkeit während der Hussitenkriege]. Praha 2019.

Darin legt er wichtige neue Erkenntnisse vor, die auf der Auswertung bislang unbekannten Quellenmaterials zu wirtschaftlichen Aspekten des Lebens der Klostergemeinschaften im Exil und zu den Karrieren Dutzender Kleriker aus der Prager Diözese beruhen, die sich aus Glaubensgründen zur Flucht über die Grenzen des Königreichs Böhmen entschlossen. Viel Neues bringt Vodička's Buch auch für die Frage des Handels mit wertvollen liturgischen Gegenständen und Handschriften aus klösterlichen Bibliotheken, deren Verkauf bzw. Verpfändung in vielen Fällen die einzige Einnahmequelle der Ordensgemeinschaften darstellte.

Vodička hat seine Archivrecherchen nicht auf den katholischen Klerus Böhmens beschränkt. Davon zeugt die 2024 erschienene Monografie „Wette auf den Kreuz-König“, die zum Teil aus bereits veröffentlichten tschechischen und deutschen Studien des Autors hervorgeht. Im Vergleich zu seiner Arbeit über Kleriker und Ordensleute hat Vodička den Fragenkatalog erweitert, den er auch hier mit Hilfe zahlreicher neu entdeckter Quellen zu beantworten sucht. Mit Blick auf die Exilproblematik ist vor allem die Analyse der Motive für den Gang ins Exil und der Umstände aufschlussreich, unter denen sich dieser abspielte. Dazu kommt eine anschauliche Rekonstruktion der Migrationsströme sowie der Existenzsicherung und Integrationsprozesse der Migranten an den Exilorten. Auch wird deren Auseinandersetzung mit der Frage thematisiert, ob sie nach Böhmen zurückkehren sollten.

Die größte Schwierigkeit bei der Erforschung all dieser Fragen liegt natürlich im Quellenbestand. Vodička hat in einer Reihe von Archiven gearbeitet, darunter in Jihlava (Iglau), Brno (Brünn), Znojmo (Znaim), Wrocław (Breslau), Wien und Nürnberg. Bereits die Liste dieser Orte verdeutlicht, dass es um die Flucht sowohl in katholische Städte in Böhmen, Mähren und Schlesien geht, als auch ins Ausland.

Als Motivation, die böhmischen Hussitenstädte zu verlassen, wozu sich Vodička zufolge unter Einberechnung der Geistlichen 15000 bis 20000 Personen entschieden, identifiziert er den Wunsch, am katholischen Bekenntnis festzuhalten. Ein weiteres Motiv, vor allem in Prag und Kutná Hora (Kuttenberg), könnte die bewusste Zugehörigkeit zum deutschen Ethnikum und die Furcht vor national bedingten Repressionen gewesen sein. Was die Migrationstrends angeht, werden vor allem Jihlava, Wrocław und Wien als Zentren der Immigration aus Prag, Kutná Hora, Čáslav (Tschaslau), Klatovy (Klattau), Hradec Králové (Königgrätz), Litoměřice (Leitmeritz), Kouřim (Kaurim) und Kolín (Kolin) untersucht. Vodička weist darauf hin, dass die Trends, die er herausgearbeitet hat, zwar durch einige Dutzend Beispiele belegt sind, seine Ergebnisse aber durchaus vom Umfang und der Struktur der erhaltenen Quellen verzerrt sein könnten. Die meisten Belege hat er für die mährische Stadt Jihlava gefunden, wohin nachweislich ein großer Teil der Emigranten aus Kutná Hora zog, und zwar in mehreren Wellen unter dem Einfluss der politischen Umwälzungen der 1420er Jahre.

Für Jihlava sind die kontinuierlich geführten Stadtbücher erhalten, die den Handel mit Immobilien, die Aufnahme und Abbezahlung von Schulden sowie Testamente verzeichnen. Zudem sind Steuerregister für die zweite Hälfte der 1420er und den Beginn der 1430er Jahre verfügbar. Aufgrund der vergleichsweise guten Quellenlage wissen wir über das Exil in Jihlava um ein Vielfaches mehr als über das an anderen Orten und Vodička vermag diese Quellen ausgezeichnet zu nutzen. So ist es ihm

gelingen, mithilfe von Daten zum Handel mit Immobilien und vor allem aufgrund von Testamenten, den Aufenthalt von einer weit höheren Zahl von Emigranten und vor allem Emigrantinnen (Witwen) in Jihlava zu belegen, als in den Steuerquellen erfasst ist. Vodička kann also einerseits nachweisen, dass tatsächlich sehr viele Exulanten am Ort waren, andererseits hat er die Quellen auch auf Informationen zur sozialen Lage der Zuwanderer hin gelesen. Nur einem kleinen Teil von ihnen gelang es, sich in die Gesellschaft Jihlavas zu integrieren, ein Haus zu erwerben oder gar in die Reihen der städtischen Ratsherren aufzusteigen. Die Mehrheit der Exulanten lebte eher kärglich, ihr Vermögen schwand im Lauf der Jahre merklich, sie verschuldeten sich und einige gerieten in Armut, obwohl sie vor dem Aufbruch ins Exil höheren sozialen Schichten angehört hatten.

Diese allgemeine Tendenz belegt der Autor auch für die Exulanten, die nach Wrocław und Wien gingen. Der wichtigste Faktor für das Leben im Exil war, ob die Emigranten mit ausreichend Finanzkapital geflohen waren, mit Waren, die man verkaufen konnte, oder mit Luxusgegenständen, die sich verpfänden ließen, um ein Startkapital zu schaffen. Wie Vodička zeigen kann, gelang dies Händlern, Kaufleuten, Goldschmieden und Messerschmieden am besten. Für andere Handwerker, wie auch für Rentiers und Witwen war der Neuanfang im Exil weitaus schwieriger. Wichtig ist auch die Feststellung, dass um die Mitte der 1420er Jahre die meisten Exulanten den Glauben an einen raschen Wandel der politischen Verhältnisse im Land bzw. an eine baldige Rückkehr an ihren ursprünglichen Wohnort verloren und begannen, die Güter zu veräußern, die sie formell noch dort besaßen. Das Problem dieser Unternehmung bestand darin, dass sie keinen Zugang zu diesen Gütern – Häusern, Ackerland, Betrieben, Renten – hatten, was die Verkaufspreise erheblich sinken ließ. Bemerkenswerterweise fanden sich aber durchaus Käufer, die das vorerst unerreichbare Vermögen erwarben, wenn auch zu niedrigen Preisen, und damit das Risiko eingingen, am Ende ihre gesamte Investition zu verlieren. Diejenigen unter den Exulanten, die ihre Vermögenswerte an ihren einstigen Wohnorten nicht veräußerten, vermachten diese per Testament an ihre Nachkommen und Verwandten. Offenbar hielten sie an dem Glauben an eine Rückkehr der vorrevolutionären Verhältnisse fest, wenngleich vermutlich halbherzig. Allerdings sollte die Praxis nach der Schlacht bei Lipan zeigen, dass es in Prag zu keinerlei Vermögensrestitutionen kam. In Kutná Hora war das etwas anders, allerdings wurden die Restitutionen, die hier stattfanden, unter für die Exulanten ungünstigen Bedingungen vollzogen.

Dass die meisten Exulanten schließlich begannen, sich an ihren neuen Wohnorten nach Existenzmöglichkeiten umzutun, bezeugt sowohl der Kauf von Häusern als auch die Annahme von Bürgerrechten und die Verheiratung ihrer Töchter mit Bürgern aus Jihlava, Wien oder Wrocław. Auch an der Tatsache, dass die Exulanten den Krieg gegen die Hussiten nicht finanziell unterstützten – während wir solche Zuwendungen aus den Testamenten von Wiener Bürgern kennen – lässt sich ihre schwindende Hoffnung auf die Rückkehr der alten Verhältnisse ablesen. Möglicherweise lag diese schwache Unterstützung für den Krieg aber auch schlicht an den mangelnden finanziellen Möglichkeiten der Exulanten.

Über einige Interpretationen des Autors, die er aus den erhaltenen Quellen ableitet, ließe sich natürlich diskutieren. Das betrifft etwa die Behauptung, dass die

Mehrheit der Exulanten in Prag und Kutná Hora aus den Reihen der Räte stammte. In der Tat legen die Materialien, mit denen Vodička gearbeitet hat, diesen Schluss nahe. Es ist aber denkbar, dass manche der Exulanten schon deswegen nirgends auftauchen, weil sie nichts besaßen, also mit nichts handeln konnten und nichts zu verpfänden hatten. Das würde eine Herkunft aus kleinen Verhältnissen nahelegen. Selbst nach der Schätzung des Autors muss es Tausende von ihnen gegeben haben.

Ein weiterer Kritikpunkt ist die mangelnde Einordnung der festgestellten Migrationstrends. Die Frage, warum sich in Brno, Znojmo, Olomouc (Olmütz), České Budějovice (Budweis), Cheb (Eger), Nürnberg und Kraków (Krakau), aber auch vielen kleineren mährischen und schlesischen Städten nahezu keine Exulanten finden, beantwortet der Autor nur in Teilen. Er weist darauf hin, dass für die vor-hussitische Zeit praktisch keine Belege für die Migration in Städte jenseits der Grenzen des Königreichs Böhmen, einschließlich Schlesien, existieren. Es gab also nichts, woran man hätte anknüpfen können, weitreichende Familiennetzwerke, die die Emigration unterstützt hätten, waren nicht vorhanden. Diese Erklärung trifft sicher zu. Bekanntlich war jedoch die Absorptionsfähigkeit mittelalterlicher Städte extrem hoch, da ihre demografische Stabilität und erst recht das Bevölkerungswachstum vollständig von Zuwanderung abhingen. Vor diesem Hintergrund erscheint die Abwesenheit von Exulanten aus den hussitischen Städten vor allem im Fall von Brno, Olomouc und Cheb auffällig.

Die zweite Hälfte des Buches besteht aus biografischen Medaillons und Exzerpten aus erhaltenen Archivdokumenten. Sie betreffen fast 400 Exulanten; die vielen Details zu ihnen und ihren Leben sind von großem Wert für die Forschung. Einen weiteren Teil bilden die konzisen Regesten von 66 Testamenten, die in vielen Fällen bislang unbekannt und nicht durch Editionen erschlossen waren.

Ich halte Vodičkas neues Buch für sehr gelungen. Der Autor liefert eine ganze Reihe neuer Impulse für die Erforschung von Emigration und Exil in der Zeit der hussitischen Revolution. Dabei gibt er Einblick in die bislang unerforschte Problematik der sozialen Existenz der Emigranten in der neuen Umgebung. Er dokumentiert ihre Sehnsucht, an ihre Herkunftsorte zurückzukehren, zeigt aber auch, wie sie die Hoffnung auf eine Wiederherstellung der vorrevolutionären Verhältnisse allmählich aufgaben und versuchten, sich an ihrem neuen Wohnort zu etablieren.